SIEGMUND WELTLINGER

MITVORSITZENDER DER GESELLSCHAFT
FÜR CHRISTLICH-JÜDISCHE ZUSAMMENARBEIT IN BERLIN E.V.

Hast Du es schon vergessen?

Erlebnisbericht aus der Zeit der Verfolgung

Vortrag anläßlich des Tages der nationalsozialistischen Machtergreifung (30. Januar 1933) in der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit am 28.1.1954 im Amerikahaus, Berlin

9. Auflage · 105000 bis 110000

Hast du es schon vergessen?

ERLEBNISBERICHT
AUS DER ZEIT DER VERFOLGUNG

Übermorgen jährt sich zum 21. Male der Tag der sogenannten Machtergreifung — der 30. Januar 1933 —, ein Tag, der in die Weltgeschichte eingegangen ist und von dem aus sich ein Strom von Blut und Tränen über unser armes Vaterland, über Europa und über die Welt ergossen hat.

Einundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Ein Kind, das damals geboren wurde, ist heute mündig. Aber was weiß unsere junge Generation überhaupt von dem tausendjährigen Reich dieser zwölf Jahre! Herzlich wenig, — oft gar nichts! Die Eltern haben mit verschwindenden Ausnahmen ihren Kindern nichts davon erzählt, und in den Schulen war kaum jemals die Rede davon. Ist dies richtig gehandelt? — Es ist zwar verständlich, daß man nicht gern von Dingen spricht, welche die Erinnerung an schmerzliche und grauenvolle Erlebnisse herauf beschwören oder die einem die Schamröte ins Gesicht steigen lassen. Man will daran nicht denken, man will vorwärts schauen und nicht zurückblicken. Das ist menschlich allzu verständlich. Auch wir Frontkämpfer des ersten Weltkrieges haben ja kaum jemals von den Schrecken des Grabenkampfes erzählt; wir hatten noch Jahre hindurch genug damit zu tun, mit unseren nächtlichen Alpträumen fertig zu werden. Auch wenn wir die überzeugtesten Pazifisten waren — oder geworden waren —, haben wir es nicht fertig gebracht, unseren Kindern als Abschreckung den Krieg in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Wir haben höchstens vielleicht dagegen Protest eingelegt, wenn sie einen heroischen Aufsatz schreiben mußten, etwa mit der Überschrift: „Es ist süß und ehrenvoll, fürs Vaterland zu sterben!" So schweigt man auch heute noch aus ähnlichen Erwägungen über die Vorgänge der Hitlerzeit, anstatt der Jugend deutlich zu machen, wohin es führt, wenn man äußerer Dinge wegen, wie Aufstieg und Erfolg im Beruf, oder Macht und Ruhm, von dem Wege abweicht, den uns das göttliche Sittengesetz vorgeschrieben hat; wenn man widerstandslos das Leben eines freien Menschen umtauscht in Unfreiheit und Sklaverei, weil man glaubt, daß die scheinbar vergoldeten Ketten nicht drücken.

Ist die junge Generation zum großen Teil unwissend, so hat doch die ältere schon vieles vergessen, weil der Mensch allzu gern vergißt, was ihm unangenehm ist. Man spricht ja seit Jahrhunderten von der „guten alten Zeit", weil man nur das Schöne in Erinnerung zu behalten pflegt und vergißt, was häßlich war. Allerdings haben viele von uns tatsächlich manches nicht gewußt, was sich damals abgespielt hat, und wenn man es ihnen erzählt, wollen sie es einfach nicht glauben. Mir selbst ging es ebenso, als man mir beispielsweise von den Vorgängen in den Konzentrationslagern berichtete. Ich hielt dies für Greuelmärchen, denn ich traute meinen Mitmenschen einfach solch ein unmenschlich-tierisches Verhalten nicht zu; — bis ich selbst im KZ erfahren mußte, daß alle sogenannten Greuelmärchen noch zahm gegenüber der Wirklichkeit waren.

Heute möchte ich nur ganz kurz — aber lückenlos — anführen, welche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen in der Hitlerzeit gegen eine kleine Schicht von Menschen erlassen wurden und wie man diese beklagenswerten und wehrlosen Geschöpfe behandelt hat und behandeln konnte, ohne daß die große Masse irgend etwas dagegen unternommen hat. Ich werde aber mit der gleichen Genauigkeit berichten, was einzelne — und gar nicht einmal so wenige — mutig getan haben, um diesem Treiben Einhalt zu gebieten oder wenigstens einige Härten zu mildern. Und wenn ich schließlich einige kleine persönliche Erlebnisse einflechte, so tue ich dies nur, um nach Möglichkeit ein ungeschminktes Bild von dem zu geben, was die meisten Verfolgten unter den Augen der Umwelt, und doch oft von ihr ganz unbemerkt, durchleben mußten. Man sah im allgemeinen ja nur die großen Maßnahmen, man merkte aber wenig von den vielen, oft viel schmerzlicheren kleinen Nadelstichen und Schikanen.

Ja, — man konnte damals manche Erfahrungen machen, gute wie schlechte, und praktisch vorgeführt bekommen, was unter bekannten Schlagworten wie „Trägheit des Herzens", „Vogel-Strauß-Politik", „Zivilcourage" usw. zu verstehen ist. Um aber ganz begreifen zu können, welchem psychologischen Schock die Juden damals ausgesetzt wurden, als sie völlig unvorbereitet aus großer Höhe zur tiefsten Tiefe stürzten, muß man ihre Lage innerhalb der letzten fünfzig Jahre vor der Machtergreifung Hitlers kennen.

Nach drei erfolgreichen Kriegen, 1864, 1866 und 1870, nahm Deutschland bekanntlich einen ungeheuren Aufschwung. Hiervon wurden auch die Juden mitbetroffen. Auf allen Gebieten: Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft leisteten viele von ihnen Hervorragendes. Ihre Lage war eine durchaus günstige. Man verstand damals unter „Juden" sehr richtig die Angehörigen einer Religionsgemeinschaft, nichts weiter; und Juden waren vor dem Gesetz völlig gleich und gleichberechtigt. Trotzdem war dies in Wirklichkeit bei genauerem Zusehen nicht ganz der Fall. In Preußen z. B. konnten Juden nicht Reserveoffiziere oder gar Berufsoffiziere werden (Bayern machte hierin einige Ausnahmen). Auch die Laufbahn des höheren Staatsbeamten blieb den Juden verschlossen. Gesellschaftlich verkehrten

sie meist untereinander, und nur in Ausnahmefällen fanden sie Zutritt zu gehobenen christlichen Kreisen. Es gab natürlich immer Ausnahmen. Aber im allgemeinen war es beispielsweise ganz unmöglich, daß ein Jude in einer Offiziersfamilie oder in der Familie eines höheren Beamten verkehrte. Ein ehrgeiziger Jude brauchte aber deshalb keineswegs zu verzichten, in diesen Berufen oder in diesen Kreisen Eingang zu finden. Er brauchte nur die „Formalität" der Taufe zu vollziehen, dann war er vollkommen gleichberechtigt. Es ist bekannt, daß beispielsweise der verarmte Adel sehr gern reiche Jüdinnen (nach vollzogener Taufe natürlich) heiratete. Bismarck hat einmal gesagt, die Ehe zwischen einem pommerschen Gardeoffizier und einer Frankfurter jüdischen Bankierstochter ist die beste Kreuzung, die es gibt; außerdem kommt dadurch Geist und Gold in die Familie. Ich erwähne dies, um zu zeigen, daß in damaliger Zeit das später geprägte Schlagwort von der „Jüdischen Rasse" kaum bekannt war. Im übrigen aber brauche ich wohl nicht erst zu betonen, daß es mir völlig fern liegt, die Gefühle irgendeines Menschen zu verletzen, der zu einer anderen Religion übergetreten ist. In eine Religion wird man hineingeboren, man muß aber auch in ihr erzogen werden. Geschieht dies nicht, gewinnt der Mensch kein richtiges Verhältnis zu seiner Religion und kommt leicht dazu, sie aufzugeben: Sei es, um die Religion der Mehrheit der Bevölkerung, in der er lebt, zu haben, sei es, um schneller vorwärts zu kommen oder aus anderen äußeren Gründen. Häufig aber kommt es natürlich auch vor, daß man auf einen Menschen trifft, der in der Lage ist, den anderen von seiner Religion so zu überzeugen, daß er sie auch annimmt. Namentlich bei Frauen ist es oft der Fall, daß sie die Religion des Mannes annehmen, um mit ihm gemeinsam beten zu dürfen, und auch, um die Kinder ohne Konflikte religiös erziehen zu können. Ruth, die Stammesmutter Davids, war keine Jüdin, nahm aber diesen Glauben an. Bekannt ist ja ihr Wort:

„Wo Du hingehst, da will auch ich hingehen,

Dein Gott ist mein Gott,

und wo Du stirbst, da will auch ich begraben sein."

Es gab allerdings immer Antisemiten, die sich aller erdenklichen Lügen und Kniffe bedienten, um die Juden verächtlich zu machen. Und es gab auch vorübergehend Zeiten, wie beispielsweise die neunziger Jahre unter Hofprediger Stöcker, dem Wiener Oberbürgermeister Lueger usw., in denen der Antisemitismus weitere Kreise umfaßte. Es kam jedoch in Deutschland niemals zu irgendwelchen Ausschreitungen, und man beschränkte sich auf einen gesellschaftlichen oder geschäftlichen Boykott.

Erlauben Sie mir jetzt, ein wenig von meinen eigenen Erfahrungen zu sprechen, die ich von Kindheit an mit dem christlich-jüdischen Verhältnis

machte; denn hierin spiegelt sich sehr typisch der Verlauf der Judenfrage seit der Jahrhundertwende wider.

Ich besuchte das Friedrichs-Gymnasium in Kassel, eine Stadt, die immer als antisemitisch galt. Es war ein Gymnasium von besonderem Ruf, weil der spätere Kaiser Wilhelm II. es in seiner Jugend besuchte und dort sein Abitur machte. Während meiner Gymnasialzeit habe ich in der Lehrerschaft niemals etwas von Antisemitismus bemerkt. Mitschüler allerdings machten in ganz vereinzelten Ausnahmefällen manchmal antisemitische Bemerkungen, die sie jedoch selbst kaum verstanden. Zum Beispiel war unter den Kassler Straßenjungen ein beliebtes Schimpfwort „Jiddenstinker", das uns manchmal nachgerufen wurde. Bei einer Schneeballschlacht auf dem Schulhof rief mir einmal ein Klassenkamerad, den ich hart traf, dieses Schimpfwort zu, worauf ich prompt mit „katholischer Dickkopf" reagierte. Ich konnte mir darunter gar nichts vorstellen, aber Katholiken wurden damals von uns so beschimpft. Leider wurden ja seit jeher religiöse Minderheiten von der übrigen Bevölkerung gern verächtlich gemacht. Beide gingen wir nach der Pause zum Klassenlehrer — einem sehr weisen Mann — und beschwerten uns über den anderen. Das Resultat war, daß wir beide nach Schulschluß gemeinsam eine Stunde nachsitzen mußten, und zwar in unserer leeren Klasse. In der ersten Viertelstunde beachteten wir uns nicht; dann aber langweilten wir uns und fingen ein Gespräch an, in dessen Verlauf wir beide einsahen, wie töricht wir gehandelt hatten. Wir wurden die besten Freunde, und diese Freundschaft hat auch nach der Schulzeit lange Jahre bestanden.

Im Jahre 1905 diente ich in Kassel als Einjährig-Freiwilliger bei der Artillerie und wurde als erster Einjähriger des Regiments zum Unteroffizier befördert. Ich erhielt auch die Qualifikation zum Reserve-Offizier des Regiments. Kurz darauf wurde ich zum Kommandeur befohlen, der mir eröffnete, daß die Offiziere des Regiments mich zum Reserve-Offizier wählen würden, falls ich mich der kleinen Formalität der Taufe unterziehen würde. Mit dem Mut meiner 20 Jahre erwiderte ich darauf ganz unmilitärisch, daß eine Taufe für mich keine Formalität bedeute und daß ich im übrigen nicht verstehen könne, daß drei Tropfen Wasser einen sonst Ungeeigneten zum Offizier qualifizieren.

Später, im ersten Weltkrieg, habe ich oft hieran gedacht, wenn ich die Erfolge bekannter französischer und italienischer jüdischer Generale gesehen habe. Es war bestimmt kurzsichtig, die jüdische Intelligenz in Deutschland im Generalstab und in der politischen Führung völlig auszuschalten. Allerdings waren im Weltkrieg sehr viele Juden Offiziere geworden und erhielten auch die höchsten Kriegsauszeichnungen. Trotzdem mußte ich damals die erste schmerzliche Erfahrung mit dem Judenproblem machen, als im Frühjahr 1916 von General Ludendorff die sogenannte Judenzählung angeordnet wurde. Es sollte festgestellt werden, wie viele Juden in der Armee standen und wie viele hiervon in der Etappe,

wie viele an der Front waren. — Ich war seinerzeit als Frontsoldat von der Champagne auf einen höheren Verwaltungsposten nach Brüssel versetzt worden und stand gut mit dem Generalgouverneur von Belgien, der diese Zählung auch in Brüssel — sehr gegen seinen Willen — veranstalten mußte. Ich sagte ihm, er möge doch einmal zählen, wie viele adlige Offiziere in Belgien bei den Behörden untergekommen wären und wie viele an der belgischen Front stünden. Ganz Brüssel wimmelte nämlich damals von adligen Offizieren aus ersten Familien. Hiermit soll natürlich nichts gegen den Geist unseres Offizierskorps gesagt sein, sondern nur betont werden, daß es Drückeberger in allen Schichten gab. Im übrigen war die Judenzählung für Ludendorff in seinem Sinne ein großer Mißerfolg; es waren von 1914 bis 1918 12 000 deutsche Juden gefallen, was prozentual eine noch etwas höhere Sterbeziffer bedeutete als bei den christlichen Kriegsteilnehmern.

Nach dem verlorenen ersten Weltkrieg wurden die meisten Schranken für die Juden niedergelegt. Sie kamen in der Politik, im öffentlichen Leben und in allen Berufen auch in führende Stellungen hinein. Allerdings verhielt es sich durchaus nicht so, wie Goebbels es oft dargestellt hatte, daß nämlich die Juden alle Schlüsselstellungen besetzt hielten. In den Großbanken und in der Großindustrie sowie der Schwerindustrie engagierte man nach 1918 kaum jemals Juden, und die Beamtenlaufbahn war ihnen schon von früher her so gut wie verschlossen. Der Jude Rathenau wurde Außenminister der deutschen Republik. Er wurde nicht als Jude ermordet, sondern wegen seiner politischen und pazifistischen Anschauungen. Aus dem gleichen Grunde wurde ja auch der Katholik Erzberger umgebracht.

Mit der Inflation setzte aber eine sehr unruhige Zeit ein, die das Unterste zuoberst kehrte. Es strömten damals auch viele Juden aus dem Osten mit ihrem ganz anderen Geschäftsgebaren und ihrer ganz anderen Mentalität nach Deutschland und wurden Zielscheibe antisemitischer Angriffe, die oft allzu berechtigt waren. Man übersah hierbei aber, daß es sich nicht um jüdische, sondern um Balkanmethoden und -mentalität gehandelt hat und daß es damals bei uns auch viele christliche Schieber und Neureiche gab, nicht nur jüdische. Man verstand es aber leider, die jüdischen immer wieder in den Vordergrund zu schieben, und die große Masse fiel darauf herein, obwohl man sich gerade in Berlin ein eigenes Urteil sehr leicht hätte bilden können. Kannte doch jeder die Warenhäuser Wertheim, Tietz, Jandorf, Israel und viele andere solide jüdische Geschäfte wie Grünfeld, Rosenhain, Leiser usw. usw. Gar manche ihrer Inhaber waren aus dem Osten eingewandert, und es ist unnötig, hier zu betonen, wie viele sogenannte Ostjuden hier bodenständig wurden und hervorragende Leistungen auf allen Gebieten vollbrachten.

Die Inflation, und im Anschluß daran die große Wirtschaftskrise im Zusammenhang auch mit den Lasten des Versailler Vertrages, ließ weite Kreise der deutschen Bevölkerung völlig verarmen. Mit dem Zusammenbruch der Hochkonjunktur und dem Bankenkrach im Jahre 1930, mit der

Millionenzahl von Arbeitslosen und dem großen Elend weitester Volksschichten, war der Boden für einen Mann wie Hitler wirtschaftlich und psychologisch vorbereitet. Zu allen Zeiten waren ja die Juden das beliebteste Ablenkungsobjekt, wenn etwas schief ging. Die junge nationalsozialistische Partei, welche den Antisemitismus auf ihre Fahnen geschrieben hatte, nutzte die Lage sehr geschickt aus. Leider wurde sie von den wenigsten ernst genommen; am wenigsten von den Juden selbst, obgleich die SA durch die Straßen Berlins marschierte und in Sprechchören nationalsozialistische Parolen vorbrachte, wie „Juda verrecke!". Man vertraute aber hier auf den gesunden Sinn des Volkes und auf die Grundlagen von Gesetz und Recht. Einen wirklichen Antisemitismus hat es damals in Berlin kaum gegeben. Über die Hälfte aller von Juden seit 1919 bis 1933 geschlossenen Ehen waren in Berlin religiöse Mischehen. Auch dies ist ein Beweis, daß der Assimilationsprozeß, die Eingliederung der Juden in die deutsche Umwelt, große Fortschritte gemacht hatte. Die Lage änderte sich aber mit einem Schlage, als Hitler an die Macht gelangte. Die niedrigsten Masseninstinkte wurden geschickt von ihm ausgenutzt, und so skrupellos wie noch niemals vor ihm. Was dabei herauskam, wissen Sie ja alle: Ein völliger Zusammenbruch auf allen Gebieten. Was Sie aber vielleicht nicht so genau wissen, sind die Verluste der jüdischen Bevölkerung. Darum einige kurze statistische Angaben:

Vor Hitlers Antritt gab es in Europa 10,3 Millionen Juden, wovon 5,1 Millionen in Rußland, 3,3 in Polen und der Rest von 1,9 Millionen im übrigen Europa lebten. Nach Hitlers Zusammenbruch lebten hiervon nur noch etwa 4½ Millionen; 6 Millionen mindestens waren umgebracht worden.

In Deutschland gab es im Jahre 1933 etwa 540 000 Juden, wovon kaum 20 000 übriggeblieben sind. 520 000 sind verloren gegangen, und zwar durch

Auswanderung	317 000
Deportation	135 000
Sterbeüberschuß (viel Selbstmorde)	68 000
	520 000

In Berlin gab es nach der amtlichen Zählung vom 16. Juni 1925 172 672 Personen, die sich zum jüdischen Glauben bekannten; nach der amtlichen Zählung vom 16. Juni 1933 waren es noch 160 564. Hiervon befanden sich im Sommer 1945 nur rund 8000 in Berlin.

Ausgewandert waren	90 000
In den Lägern des Ostens wurden ermordet	55 000
Bereits hier — zum größten Teil durch Selbstmord — waren gestorben	7 000
	152 000

Die überlebenden 8000 Juden setzten sich wie folgt zusammen:

4 700	verdankten ihr Leben dem Umstand, daß sie in sogenannten Mischehen lebten, d. h. mit einem christlichen Partner verheiratet waren,
1 900	kehrten aus den Konzentrationslägern zurück, zum größten Teil aus dem Alterslager Theresienstadt,
1 400	haben von 5 000 hier versteckt Lebenden die Zeit der Illegalität überstanden.
8 000	

Wenn diese wenigen Zahlen auch eine deutliche Sprache reden, so sagen sie doch nichts über die unmenschlichen seelischen und körperlichen Torturen aus, denen die Juden ausgesetzt waren, und von den unvorstellbaren Verfolgungen, Quälereien und Schikanen, die sie ständig erleiden mußten, und zwar schon lange vor Beginn des Krieges. Im Kriege selbst aber, dessen Folgen sie genau so zu spüren bekamen wie die übrige Bevölkerung, erlitten sie darüber hinaus das harte Sonderschicksal der Ausgestoßenen, die zu langsamem und qualvollem, sicherem Tod verurteilt schienen. Wir wenigen Juden, die wir in den letzten Jahren des Krieges noch in Berlin übriggeblieben waren, lebten entweder das Leben eines Sklaven oder das eines gehetzten Wildes. Doch ganz gleich, ob in „Mischehe" oder in der Illegalität: Wir hatten stets den Tod in den Lägern des Ostens vor Augen, und alle Kriegsnöte, auch die Bombenangriffe mit ihren Gefahren und Ängsten, erschienen uns dagegen ein Kinderspiel.

Schon bald nach dem „Umbruch" ließ der Führer die Maske fallen. Eine Parole nach der anderen, mit welchen er als Rattenfänger die deutschen politischen Kinder verlockt hatte, gab er schamlos preis. Nur in einem Punkt ist er sich treu geblieben: in Punkt 1 des Parteiprogramms, welches die Judenfrage behandelt. Hierin hat er niemals Konzessionen gemacht, und sein Judenprogramm ist das einzige geblieben, was er restlos zu Ende geführt hat.

In den ersten Wochen bereits kamen Hiobsnachrichten für die Juden aus allen Teilen Deutschlands. Ein Jugendfreund von mir, ein bekannter Kasseler Rechtsanwalt, wurde von der SA von seinem Büro abgeholt und im Keller des Rathauses auf grausamste Weise verprügelt und mit Füßen getreten. Dann brachte man den Mißhandelten nach seiner Wohnung und warf ihn seiner jungen Frau vor die Füße. Er erlag seinen Verletzungen nach wenigen Tagen. Seine Frau, eine geborene Schweizerin, ließ die Leiche ihres Mannes von allen Seiten fotografieren, vor allem die bloßgelegten Nieren, und schickte diese Fotografien der Schweizer Gesandtschaft in Berlin mit dem nötigen Kommentar. Die Folge war, daß man sich sofort bei ihr entschuldigte und ihr eine große Summe als Entschädigung überreichte, mit der sie mit ihren Kindern in die Schweiz übersiedelte und dort als erste die Wahrheit über Hitlerdeutschland verkündete.

Ähnliche Meldungen hörte man von allen Seiten, aber in Berlin erfolgten solche Übergriffe zunächst noch nicht. Die große Masse der Berliner wußte lange Zeit nichts von den vielen Sondergesetzen, Verordnungen und Maßnahmen, die sich gegen die Juden richteten, oder konnte sie nicht in ihrer ganzen Tragweite erfassen und beurteilen. Später, im Kriege, waren die meisten zu sehr mit sich selbst und ihren Sorgen beschäftigt, um sich um das traurige Los der jüdischen Mitbürger zu kümmern. Die Trägheit des Herzens ist nun einmal unter den Menschen sehr groß, und meist hat man für andere erst dann Verständnis, wenn das gleiche Schicksal an die eigene Tür pocht. — Wer durch die Kriegsereignisse aus seiner Heimat vertrieben wurde, wer Haus und Hof und seinen gesamten Besitz zurücklassen mußte, der hat dafür Verständnis bekommen, wie schwer es den Juden fallen mußte, nach dem Osten „ausgesiedelt" zu werden, unter Zurücklassung des gesamten Eigentums und Vermögens. Auch dann, wenn man anfänglich nicht wissen konnte, daß in den Lägern Polens die Gaskammern bereitstanden, hätte die breite Öffentlichkeit anders reagieren können, als es tatsächlich der Fall war. Immerhin sah man ja in Berlin tatsächlich die Abtransporte vom Greis bis zum Säugling, man sah die Vertreibung der Juden aus ihren Wohnungen, unter Zurücklassung der gesamten Einrichtung, und ihre Zusammendrängung auf engstem und schlechtestem Raum. — Und die Gold-, Silber- und Schmuckabgabe? Von der sprach man doch überall! Die Totalausgebombten wußten später, was dies alles bedeutet. — Und noch etwas, was keinem unbemerkt geblieben sein konnte: In der Nacht zum 10. November 1938 — der berüchtigten Kristallnacht, in der alle jüdischen Geschäfte nach Zertrümmerung der Schaufenster geplündert wurden — sind in ganz Deutschland alle jüdischen Gotteshäuser in Brand gesteckt worden. „Spontan"! — In Berlin wurden von 50 Synagogen 40 niedergebrannt; mitten im Frieden; von derselben Regierung, die sich später heuchlerisch nicht genug darüber entrüsten konnte, wenn im Luftangriff auch Kirchen getroffen wurden.

Diese Vorgänge allein hätten eigentlich allen die Augen öffnen müssen; denn die Niederbrennung der Synagogen, die Plünderung der Geschäfte, die Abtransporte und Zwangsräumungen der Wohnungen hatte jeder Berliner gesehen. Doch die große Masse blieb träge, wie leider seit jeher die meisten Menschen, bis sie persönlich wach gerüttelt werden; Christen wie Juden! Die Religionszugehörigkeit an sich bestimmt ja nicht den Charakter des Menschen! Auch viele von unseren deutschen Juden haben beispielsweise in früherer Zeit gegenüber den großen Pogromen in anderen Ländern nicht durchweg die Anteilnahme und tatkräftige Hilfe gezeigt, die nötig gewesen wäre. Wir mußten erst am eigenen Leibe erfahren, was Pogrome bedeuten! Nach 1945 empfingen wir ausnahmslos unsere verfolgten und vertriebenen Glaubensbrüder aus dem Osten, trotz aller Verschiedenheit, die in Geburt und Umwelt bedingt war, mit ganz anderem Verständnis und anderer Hilfsbereitschaft als damals.

Man sollte jedoch nie verallgemeinern, und deshalb sei schon hier eingeschaltet, daß es auch bei uns in Berlin nicht wenige rühmliche Ausnahmen gab; Menschen, die nicht nur innerlich entrüstet waren, sondern ihre Meinung auch mutig äußerten. Im Konzentrationslager Sachsenhausen lernte ich die ersten kennen. Dorthin kam ich nämlich im Anschluß an die Kristallnacht mit etwa 12 000 Berliner Juden. — Doch zunächst ein Wort über die berüchtigte Kristallnacht, welche dem deutschen Ansehen in der Welt ungeheuer geschadet hat. Als Vorwand diente die Ermordung des Wirtschaftssekretärs vom Rath in Paris durch den polnischen Juden Grünspan im November 1938. Sie hatte keine politischen Beweggründe, gab aber der Hitlerregierung den willkommenen Anlaß, den längst vorbereiteten großen Schlag gegen die Juden starten zu lassen. Die Aktion war von langer Hand sorgfältig vorbereitet. Schon Wochen vorher mußten alle jüdischen Geschäfte deutlich gekennzeichnet werden. Am 9. November 1938 überboten sich die Zeitungen in furchtbaren Angriffen gegen die Juden und sprachen von Vergeltung und Rache. In der Nacht zum 10. November 1938 geriet die Volksseele programmäßig ins Kochen. Es wurden, wie schon erwähnt, alle Synagogen in Deutschland „spontan" zur gleichen Stunde in Brand gesteckt, und gleichzeitig wurden alle jüdischen Geschäfte nach Zertrümmerung der Schaufensterscheiben gestürmt und ausgeplündert. Unermeßliche Werte gingen auf diese Weise verloren. Natürlich kam es auch zu Ausschreitungen gegen die Inhaber der Geschäfte. Der Mob war losgelassen, und wer es nicht selbst miterlebt hat, kann sich keinen Begriff machen, auf welche barbarische Weise unersetzliche Kulturwerte zerstört wurden. Kostbare Bilder wurden zerschnitten, alte Porzellansammlungen zertrümmert, ja, es wurden sogar Klaviere auf die Straße geworfen. — Die Hitlerjugend beteiligte sich auf Kommando lebhaft an diesem Treiben und lernte so frühzeitig brandstiften und plündern. Auch hier kann aber gesagt werden, daß diese Vorgänge vom größten Teil der Berliner Bevölkerung stark mißbilligt wurden. Es hatte aber niemand den Mut, dagegen einzuschreiten. Die schlimmste Folge der Kristallnacht war jedoch, daß im Anschluß daran in ganz Deutschland fast sämtliche männlichen Juden verhaftet und als „Geiseln" in ein Konzentrationslager geschleppt wurden. In Berlin war der Prozentsatz allerdings nicht ganz so hoch wie in der Provinz. Immerhin wurden hier innerhalb weniger Tage 12 000 Juden nach Sachsenhausen gebracht. Unter diesen befand auch ich mich.

Am 10. November 1938 wurde ich schon am frühen Morgen durch telefonische Anrufe gewarnt. Ich solle nicht aus dem Hause gehen, da Juden auf der Straße und in den Verkehrsmitteln verhaftet würden. Dies schien mir aber unwahrscheinlich, und außerdem hatte ich nicht zu befürchten, als Jude äußerlich erkannt zu werden. Ich fuhr also in der Stadt herum und sah mir alles an. Die Tauentzienstraße bot einen furchtbaren Anblick. Die meisten Geschäfte hatten keine Schaufensterscheiben mehr, und

die Straße war mit Glasscherben übersät. Die Synagogen brannten noch immer. Die Feuerwehr war aufgefahren, griff aber nur ein, um die umliegenden Gebäude vor Funkenflug und Brandgefahr zu schützen.

Als ich mittags nach Hause kam, teilten mir meine Kinder mit, daß sie aus ihren Schulen herausgeworfen worden seien, und zwar in der häßlichsten Weise. Meine Tochter besuchte damals die Prima und war knapp 17 Jahre, mein Sohn ging in die Untersekunda einer Oberrealschule. — Auch die Klassenkameraden hätten sich sehr schlecht benommen.

Am Nachmittag begleitete ich meine Tochter zur Klavierstunde, weil ich sie nicht allein gehen lassen wollte, und brachte gleichzeitig einige Kunstgegenstände aus meiner Wohnung zu christlichen Freunden. Ich hatte genug gesehen! Als ich nach Hause kam, lief mir auf der Straße mein Sohn entgegen und erzählte mir aufgeregt, daß bei uns ein Herr von der Gestapo säße, um mich abzuholen. Mutter ließe mir sagen, ich solle nicht nach Hause kommen. Nach kurzem Überlegen tat ich dies trotzdem. Der Beamte, der übrigens sehr höflich war, eröffnete mir, daß er den Befehl habe, mich zu verhaften und nach dem Alexanderplatz zu bringen. Einen Grund konnte er mir nicht angeben, meinte aber, ich würde am späten Abend wieder zurück sein. Trotzdem nahm ich in einer Handtasche die nötigsten Dinge zu einer Übernachtung mit und fuhr dann mit dem Beamten nach dem Alexanderplatz. Im Hof des Polizeipräsidiums standen hunderte von Menschen, lauter Juden. Wir wurden bald auf Lastkraftwagen geladen und abtransportiert. Niemand wußte, wohin. Nach langer Fahrt über die nördlichen Vororte Berlins landeten wir im Konzentrationslager Sachsenhausen. Als wir in der Dunkelheit vom Wagen springen mußten, wurden wir von SS-Leuten mit Ohrfeigen, Fußtritten und Kolbenstößen empfangen. Dann wurden wir durch ein großes Tor auf den riesigen, durch drei große Scheinwerfer erleuchteten Lagerplatz getrieben. Dort wurden wir geordnet und durch eine Ansprache des Lagerkommandanten begrüßt. Er sagte ungefähr folgendes: „Ihr seid hier als Sühne für die feige Mordtat eures polnischen Rassegenossen Grünspan. Ihr müßt als Geiseln hier bleiben, damit das Weltjudentum nicht weitere Morde unternimmt. Ihr seid hier nicht in einem Sanatorium, sondern in einem Krematorium. Jedem Befehl der SS ist Folge zu leisten. Die SS hat das Recht, auf euch zu schießen, wann sie will. Unsere Jungens treffen verdammt gut. Weglaufen hat also keinen Zweck. Der Stacheldraht um das Lager ist mit Starkstrom geladen. Wer ihn berührt, ist sofort tot. Bei jedem Fluchtversuch wird geschossen. Eure Verpflegung müßt ihr abarbeiten. Wir werden dafür sorgen, daß eure dicken Bäuche verschwinden."

Wir standen die ganze Nacht auf dem riesigen Appellplatz. Austreten war nicht erlaubt. Alle paar Minuten trafen neue Transporte ein. In den frühen Morgenstunden wurden wir in eine Baracke geführt und mußten uns dort vollkommen ausziehen. Geld und Wertsachen wurden uns gegen Quittung abgenommen. Dann kamen wir nackt in einen Nebenraum, wo uns der Kopf geschoren wurde. In einem dritten Raum wurden wir dann mit

leichter Unterwäsche versehen sowie einem blau-weiß gestreiften Drillichanzug. Schließlich wurden wir registriert und wieder zum Appellplatz zurückgeführt. Wir erkannten uns gegenseitig nicht mehr in diesem Aufzug.

Während wir da standen, belustigten sich die SS-Leute damit, uns wahllos zu ohrfeigen oder zu treten. In meiner Nähe stand ein riesengroßer, starker Mann. Ein Mathematikprofessor. Als diesem von einem SS-Mann ein Faustschlag versetzt wurde, schlug er zurück, daß der SS-Mann hinpurzelte. Dies sah der Lagerführer und ließ ihn festnehmen. Auf seinen Wink wurde ein Holzbock herangebracht, und der Professor wurde über diesen festgeschnallt. Vier Männer waren dazu nötig, ihn zu bändigen. Dann mußten wir alle einen großen Kreis bilden, und der Lagerführer verkündete mit lauter Stimme, daß der Jude Itzig zu 25 Stockschlägen verurteilt sei. Und jetzt bot sich mir das menschenunwürdigste Schauspiel, das ich jemals in meinem Leben gesehen hatte. Ein riesiger SS-Mann schlug mit einem Ochsenziemer nach Kommando 25mal auf den Gefesselten. Dieser schrie und brüllte vor Schmerz, und das Blut spritzte nur so umher. Bei den letzten Schlägen war er wohl schon ohnmächtig, denn er schrie nicht mehr. Dann wurde er abgeschnallt, es wurden Salz und Pfeffer in die Wunden gestreut, und der Bewußtlose wurde fortgeschleppt. Wir haben ihn nie wiedergesehen.

Noch eine andere Episode erlebte ich in dieser Nacht. In einer Reihe vor mir stand ein Jude, der auch eine Ohrfeige bekam und dem ein SS-Mann einen Orden von seiner Zivilkleidung riß und in den Schmutz warf. Der Lagerführer stand in der Nähe und erkannte sofort den Pour le mérite. Er sagte zu dem Juden: „Hebe das wieder auf". Dieser antwortete: „Diesen Orden hat mir Seine Majestät an die Brust geheftet, den hebe ich nicht auf, den soll mir der aufheben, der ihn mir heruntergerissen hat". Da bückte sich der Lagerführer selbst, hob ihn auf, säuberte ihn mit seinem Taschentuch und heftete ihn dem Mann selbst an die Brust. Dann sagte er, er wäre entlassen, er könne sofort nach Hause gehen.

Als nach einer Nacht, die uns endlos lang erschien, der Tag graute, kam Leben ins Lager. Wir sahen, wie bleiche, ausgemergelte Gestalten, die meisten am Kopf und an den Händen verbunden, gekleidet wie wir, in endlosen Kolonnen zur Arbeit zogen. Wir konnten uns damals nicht vorstellen, daß wir selber in wenigen Wochen genau so gespenstisch aussehen würden.

Nun kamen wir endlich in eine Baracke, die für 75 Personen berechnet war und in welche 300 Personen hineingepreßt wurden. Dies war unsere Schlaf- und Speisestätte. Wir mußten nachts auf dem Fußboden schlafen, so eng aneinandergepreßt, daß wir nur seitlich liegen konnten. Viele Kranke waren unter uns, die genau so hart arbeiten mußten wie alle anderen. Kein Arzt konnte geholt werden, keiner durfte nachts die Baracke verlassen. In den ersten drei Wochen starben etwa 25 Prozent

unseres Blockes. Wie oft kam es vor, daß nachts der Nachbar röchelte und im Todeskampf lag. Keiner konnte ihm helfen, und am Morgen lag man neben einer Leiche.

Wenn wir morgens um 5 Uhr, noch in völliger Dunkelheit, zur Arbeit zogen, sahen wir jedesmal einige tote Männer im Drillichanzug im Stacheldraht hängen. Sie hatten aus Verzweiflung ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt und zogen einen schnellen Tod dem langsamen, qualvollen Verenden im Lager vor. Man mußte 12 bis 16 Stunden arbeiten (Straßenbau, in einer Fabrik oder im Walde) und bekam erst am Abend einen Teller warmes Essen. Am schlimmsten war die Kälte, gegen die man in der dünnen Unterwäsche und den Drillichanzügen nicht geschützt war. Es war ein strenger Winter, und wir hatten bis 20 Grad Kälte. Erfrierungen von Gliedern waren an der Tagesordnung. Die meisten aber starben an Lungenentzündung. Für die kleinste Kleinigkeit wurden grausame Strafen verhängt. Die beliebteste war das „Torstehen". Man mußte eine halbe Stunde völlig nackt mit erhobenen Armen vor dem Tor im Schnee stehen. Wer die Arme sinken ließ oder umfiel, wurde solange geprügelt, bis er wieder aufstand oder verendete. Wer es jedoch überstand, hatte mindestens schwere Erfrierungen, meist aber eine tödlich verlaufende Lungenentzündung davongetragen.

Aber etwas Erfreuliches und Tröstliches hatte mir Sachsenhausen doch gebracht! Auf den Arbeitsstätten kam man auch mit nichtjüdischen Insassen zusammen und begegnete dort vielen prachtvollen Menschen. Jede Kategorie war durch einen Stoffwinkel zu erkennen, der an der Brust aufgenäht war. Rot bedeutete politischer Verbrecher, grün Zuchthäusler und gelb asoziale Elemente. Die Juden trugen einen gelben Davidstern auf rotem Untergrund. — Im allgemeinen herrschte eine große Verbundenheit unter den Insassen des Lagers, die auch gegenseitig sehr hilfsbereit waren. Ich lernte bald erkennen, daß es doch viele mutige Deutsche gegeben hat, welche gegen die Regierung aufgetreten waren. Dafür mußten sie ihr Leben qualvoll im Konzentrationslager verbringen. Ich unterhielt mich oft mit den „Politischen" und bewunderte ihren Mut und ihre Zuversicht. Zu gleicher Zeit mit mir saß übrigens auch Pfarrer Niemöller in Sachsenhausen. Er wurde jedoch in einem besonders abgetrennten Block gefangen gehalten und empfing manchmal Besuch von hohen Offizieren. In meinem eigenen Block waren zufällig einige Bekannte von mir. Es waren auch viele Ärzte, Rechtsanwälte und Richter dort untergebracht. Einmal war ich Zeuge einer seltsamen Begegnung auf dem Arbeitsplatz. Ein grüngewinkelter Zuchthäusler trat auf einen Juden zu, sah ihn lange an und sagte dann: „Dir Aas kenn ick. Du hast mir zu drei Jahre verknackt!" Der Einbrecher hatte den Richter erkannt, der ihn verurteilt hatte. Eine Prügelei konnte aber von uns verhindert werden.

Noch eine kleine Episode möchte ich erzählen. Ich mußte mit einem anderen Häftling einen Baumstamm, der viel zu schwer für uns war, zu

einem Bauplatz auf den Schultern tragen. Wer ihn fallen ließ, wurde sofort von der SS geprügelt. Wir konnten beide nicht mehr weiter. Da kam uns ein Zuchthäusler mit einer Schiebkarre entgegen, nahm sofort meinen Platz und sagte: „Für mich ist das nicht so schwer, bring du dafür die Schiebkarre zum Bauplatz!"

Die Vorgänge in den Lägern sind ja so bekannt geworden, daß ich mich auf diese wenigen Einzelheiten beschränken kann. Ich möchte aber sagen, daß keine Schilderung auch nur annähernd die grausame Wirklichkeit wiedergeben kann. Glücklicherweise wurden viele Juden schon nach wenigen Wochen oder Monaten entlassen. In erster Linie diejenigen, die eine sofortige Auswanderung nachweisen konnten; hierfür haben ihre Frauen gesorgt, die in ihrer Verzweiflung nach Schanghai buchten, was damals sofort zu erlangen war. Es hatte sich nämlich bald in Berlin herumgesprochen, daß viele Frauen eines Tages völlig unvorbereitet eine offene Karte erhielten, auf der gedruckt stand, daß sie die Urne mit der Asche ihres Mannes gegen eine Gebühr von 3,— Mark abholen könnten. — Auf Intervention der Obersten Heeresleitung wurden bald auch die Frontkämpfer entlassen, und diesem Umstand habe ich es zu verdanken, daß ich schon Mitte Dezember wieder nach Hause kam.

Bei der Abschiedsrede sagte uns der Lagerkommandant: „Ich gebe Euch den guten Rat, so schnell wie möglich aus Deutschland zu verschwinden. Ich warne Euch aber, im Ausland Greuelmärchen vom Konzentrationslager zu erzählen, denn unser Arm reicht weit!" —

Jeder, der entlassen wurde, mußte schriftlich bestätigen, daß er gesund sei und sich über nichts zu beschweren hätte. Unser Geld und unsere Wertsachen erhielten wir übrigens zurück. Unsere Zivilkleidung war jedoch in der Desinfektion absichtlich völlig verdorben worden.

Als ich nach Hause kam und von dem S-Bahnhof aus meine Frau anrief, damit sie mir entgegenkomme, wurde ich auf der Straße weder von ihr noch von meinen Kindern erkannt; so sehr hatte ich mich in der kurzen Zeit verändert.

Im Jüdischen Krankenhaus wurden damals etwa 600 Amputationen von erfrorenen Gliedern an entlassenen Sachsenhausener Juden vorgenommen. Von den 12 000 eingelieferten Juden waren bereits nach zwei Monaten Tausende umgekommen, und wer keine Auswanderung vorweisen konnte oder kein Frontkämpfer war, ist nie wieder zurückgekehrt. Im Lager waren Juden über achtzig Jahre und Kinder unter zehn Jahren. Die Kinder wurden allerdings unter einem jüdischen Lehrer zusammengefaßt und relativ gut behandelt.

Noch nach Wochen fror ich auch in der geheizten Wohnung furchtbar und schrie nachts in Angstträumen. Ich glaubte damals, durch ein Wunder der Hölle entronnen zu sein.

Goebbels tat einmal den Ausspruch: „Ich werde die Juden behandeln wie Blumen; aber ich werde ihnen kein Wasser geben!" Dieses Versprechen hat er reichlich gehalten und hat es verstanden, den Juden das Wasser mit grausamster Systematik abzugraben. Die erste Maßnahme, welche hier deutlich nach außen sichtbar wurde, ist der bekannte Boykott vom 1. April 1933. Alle jüdischen Geschäfte wurden gekennzeichnet und die Käufer möglichst daran gehindert, die Läden zu betreten. SA-Posten standen vor jedem Geschäft, aber auch vor den Türen der Ärzte und Rechtsanwälte. Es sei zur Ehre der Berliner gesagt, daß sich sehr viele nicht davon zurückhalten ließen, trotzdem die jüdischen Geschäfte zu betreten und jüdische Ärzte und Anwälte in ihrer Praxis aufzusuchen. Es kam hierbei manchmal sogar zu heftigen Prügeleien. Am gleichen Abend wurde vor dem Schauspielhaus am Gendarmenmarkt die Verbrennung der Bücher jüdischer Autoren festlich begangen. Dies war in den Augen vieler gebildeter Menschen einer der schwersten Fehler, die Hitler damals beging. Ich hörte Äußerungen aus verschiedenen Kreisen über diese Maßnahme, und ich kann sagen, daß alle entrüstet und tief empört darüber waren, was sich unter dem Jubel des Pöbels, aber leider auch unter Beteiligung eines großen Teiles der Studentenschaft und einiger Professoren abspielte. Die Empörung war so allgemein und die Wirkung, vor allem im Ausland, so groß, daß der Boykott, der ursprünglich für mehrere Tage geplant war, nach dem ersten Tag abgebrochen wurde.

Als man sah, wie wenig die Berliner Bevölkerung den parteipolitischen Parolen in bezug auf die Juden folgte, kommandierte man die SA und andere Anhänger ab, welche einzeln und in Trupps auf der Straße und in Restaurants Juden belästigen und provozieren mußten. Aber auch hiermit kam man nicht weiter und erlitt empfindliche Fehlschläge, da man sich auch an Ausländern vergriff oder aber „rassereine Arier" für Juden hielt. In der Praxis stellte sich nämlich heraus, daß viele Juden sehr germanisch aussahen und daß zahlreiche Teutonen, ja sogar alte Parteianhänger, den sogenannten „Jüdischen Typ" repräsentierten. Man schritt deshalb zu gesetzlichen Maßnahmen, um sein Ziel auch in wirtschaftlicher Beziehung erreichen zu können. Das erste Judengesetz (zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums) erging am 7. April 1933. Alle jüdischen Beamten, mit Ausnahme der Frontkämpfer, mußten ihren Dienst quittieren. Auch Rechtsanwälte, die keine Frontkämpfer gewesen waren, gingen ihrer Praxis verlustig. Mit kluger Berechnung ging man schrittweise vor, da ein gleichzeitiges und sofortiges Ausschalten der Juden aus der Wirtschaft und aus wichtigen Berufen, wie den ärztlichen oder juristischen, verheerende Folgen gehabt hätte, zumal in Berlin. Man konnte jedoch, von Beginn an, die klare Linie erkennen.

Wenn damals die Juden nur vereinzelt die Konsequenz zogen und Deutschland den Rücken kehrten, als es noch verhältnismäßig leicht möglich war, so hatte dies verschiedene Gründe. Vor allem hatte man damals noch den festen Glauben an unsere Justiz und fühlte sich sicher unter

dem Schutz der Verfassung und der Gesetze. Man hielt es auch nicht für möglich, daß Hitler es tatsächlich wagen könnte, das gesamte Judenprogramm durchzuführen. Für viele waren es aber auch rein wirtschaftliche Erwägungen, die sie veranlaßten, hier auszuharren und auf bessere Zeiten zu hoffen. Schließlich aber muß auch gesagt werden, daß die Einwanderungsbestimmungen in den meisten Ländern der Welt derartige waren, daß man ohne erhebliche Mittel oder ohne gute Beziehungen nirgends einwandern konnte. Nur ganz wenige, meist tropische und der Kultur kaum erschlossene Länder, nahmen Menschen ohne Geld und Beziehungen auf, und hierzu konnten sich die meisten noch nicht entschließen. Als sich die Lage später verschärfte, war eine Auswanderung in den meisten Fällen nicht mehr möglich. Nur ausgesprochen politische Flüchtlinge konnten im allgemeinen damit rechnen, ein Asylland zu finden; den in Deutschland verfolgten Juden aber öffnete man nur zögernd die Türen. Es sei jedoch dankbar anerkannt, daß Frankreich, England u. a. wenigstens Kinder in größerer Zahl aufnahmen.

Was es für die Eltern bedeutete, sich von ihren Kindern — oft im zartesten Alter — auf unbestimmte Zeit, vielleicht für immer, trennen zu müssen, wird jeder verstehen. Ich selbst habe mich damals, als ich aus dem Konzentrationslager kam, von meinen Kindern getrennt. Sie fuhren im Alter von 15 und 17 Jahren mit 10,— Mark in der Tasche in die Fremde. Und erst nach vielen Jahren haben wir wieder von einander gehört, nachdem sie uns schon längst für tot hielten. Die herzzerreißenden Szenen, die sich beim Abschied der Eltern von den Kindern auf dem Bahnhof abspielten, sind das Erschütterndste, was ich je erlebt habe. Die meisten dieser Kinder haben ihre Eltern dann nie wiedergesehen.

Der zweite Weltkrieg machte aber bald jede Auswanderung unmöglich. Alle Juden, auch Greise und Kinder, saßen in der Mausefalle und zitterten ihrem Schicksal entgegen. Vorläufig aber war es noch nicht so weit. Die Verfolgungen, die kleinen und großen Schikanen, die Leiden und Entbehrungen und Schrecknisse, sie steigerten sich von Jahr zu Jahr. Auch heute wissen weite Kreise noch nichts über Einzelheiten, die sich vor ihren Augen abgespielt haben. Darum seien hier nur kurz die wichtigsten Verfolgungsmaßnahmen aufgezählt.

Das erste Judengesetz (zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums), das im April 1933 erging, wurde bereits erwähnt. Während damals noch die Frontkämpfer verschont wurden, wurden die Juden allmählich aus allen Berufen ausgeschaltet, wobei auf die Frontkämpfereigenschaft später keine Rücksicht mehr genommen wurde. Durch das Schriftleitergesetz wurde schon im Oktober 1933 die gesamte Presse „judenrein" gemacht. Es folgten bald die Rechtsanwälte und Ärzte, von denen nur noch wenige als „Konsulenten" und „Krankenbehandler", ausschließlich für Juden, zugelassen wurden. Natürlich mußten bald auch die Apotheker, Tierärzte, Zahnärzte und Patentanwälte ihre Tätigkeit einstellen. Auch aus Bank

und Börse, aus Handel, Industrie und Wirtschaft, aus Kunst und Handwerk wurden die Juden herausgeworfen. Durch Boykottmaßnahmen und Drohungen wurden viele schon frühzeitig gezwungen, ihre Geschäfte und Grundstücke zu verschleudern. Diese Vorgänge wurden später durch die Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens vom Dezember 1938 gesetzlich festgelegt. Nach und nach wurden so alle jüdischen Geschäfte und Unternehmungen geschlossen oder „arisiert".

Es ist gut, sich auch dies in Erinnerung zu rufen, wenn heute die wenigen überlebenden Juden ihre alten Grundstücke oder Geschäfte zurückfordern. Dies wird von denjenigen, die sie herausgeben müssen, oftmals als ein schreiendes Unrecht empfunden. Man sagt, man habe doch damals den richtigen Preis bezahlt. Ja, manche sagen und schreiben — sogar noch in diesen Tagen! —, die Juden hätten noch froh sein müssen, daß sie Geld dafür bekamen und damit auswandern konnten; sonst wären sie ja vergast worden! Glauben Sie bitte nicht, daß dies eine Übertreibung ist! Ich möchte mich in diesem Zusammenhang nicht näher dazu äußern, weil es nicht zum heutigen Thema gehört. Aber eines möchte ich bei dieser Gelegenheit mit aller Deutlichkeit feststellen: f r e i w i l l i g hat in der Hitlerzeit niemand seine Grundstücke oder seine Geschäfte verkauft; auch nicht zu einem sogenannten angemessenen Preis. Das Geld hatte schon damals eine sehr verringerte Kaufkraft, und gute Geschäfte und Grundstücke waren eine sehr begehrte Anlage. Wären damals nicht so viele dieser Objekte zwangsläufig auf den Markt gekommen, hätte das deutsche anlagesuchende Publikum sein Geld in Wertpapieren oder bei Banken anlegen müssen. Dann wären die Verluste heute durchschnittlich genau so groß, wie wenn es seine Grundstücke jetzt im Verhältnis 10 : 1 abtreten muß. Selbstverständlich ergeben sich in einer ganzen Reihe von Fällen hierbei unbillige Härten. Hierfür dürfen aber nicht diejenigen verantwortlich gemacht werden, die ihr früheres Eigentum wieder zurückverlangen, sondern der Gesetzgeber, der für einen Ausgleich dieser Härten hätte sorgen müssen.

Nach dieser kleinen Abschweifung, die mir angebracht erschien, fahre ich im Thema fort. Vom Dezember 1938 an begann ganz offiziell der Raubzug gegen das gesamte jüdische Vermögen. Als „Sühneleistung" für die Ermordung des Botschaftssekretärs vom Rath in Paris durch einen polnischen Juden wurde von Göring die „Juden-Vermögensabgabe" in Höhe von einer Milliarde Mark verfügt. Das war im November 1938. Zwanzig Prozent des Vermögens, und später noch einmal fünf Prozent, wurden rigoros und kurzfristig eingezogen. Wer das bare Geld nicht hatte, mußte eben seine Wertpapiere oder seine Grundstücke verkaufen bzw. verschleudern. — Es folgte die Gold-, Silber- und Schmuckabgabe, wobei oft alter wertvoller Familienschmuck ohne jede Quittung durch die Post an eine Sammelstelle abgeschickt werden mußte. Man bekam später, ohne irgendwelche Abrechnung, einen verschwindenden Bruchteil des Wertes wieder zurück. Bald darauf sah man die Frauen der Parteibonzen, mit

Schmuck überladen, herumlaufen. — Man konnte sich dieser Anordnung kaum entziehen, da die Juden im April des vorangegangenen Jahres alle Wertsachen ganz genau aufführen mußten. Dies tat man natürlich vor allem im Hinblick auf eine eventuelle spätere Auswanderung; denn man hoffte, dann dies alles mitnehmen zu dürfen. Ich kannte einen Rechtsanwalt, der besonders klug sein wollte und vieles aufzählte, was er gar nicht besaß. — Nun mußte er bei der Schmuckabgabe das Fehlende unter den größten Opfern aufkaufen lassen! Bemerkenswert ist es, daß von dieser Anordnung diejenigen verschont geblieben sind, die in privilegierter Ehe lebten. Man wollte wohl den christlichen Ehepartnern und Kindern das Erbteil erhalten.

Später mußten dann noch u n e n t g e l t l i c h Pelze, Kraftfahrzeuge, Fahrräder, Radioapparate, Schreibmaschinen, elektrische und optische Geräte und manches andere abgeliefert werden. Ja, selbst von seinen Haustieren, Hunden, Katzen, Vögeln usw. mußte man sich trennen, was besonders für viele einsame Menschen sehr schmerzlich war. Durch Zwangsausweisungen aus den Wohnungen (Gesetz über die Mietverhältnisse mit Juden vom April 1939) und Einweisung in geringsten Raum entstand der Verlust der oft sehr wertvollen Einrichtungen, die übrigens schon vorher seitens der Stadt generell beschlagnahmt worden waren. Flügel, Klaviere, Teppiche, Kunstgegenstände, Bibliotheken, Sammlungen und die meisten Möbel mußten verschleudert oder einfach in den Wohnungen zurückgelassen werden, andernfalls setzte man sich Anzeigen und schärfster Bestrafung aus. — Den Juden wurde verboten, Grundstücke, Hypotheken, Schmuck, Juwelen und Kunstgegenstände zu erwerben. Von ihren Bankguthaben durften sie nur einen kleinen Betrag monatlich abheben (150,— Mark). Eine Verordnung vom 19. November 1938 schloß die Juden von der Wohlfahrtspflege aus und verwies Bedürftige auf die Hilfe ihrer „Rassegenossen". Die Gehaltszahlungen an entlassene jüdische Beamte wurden vom 1. Januar 1939 ab eingestellt, und man erhielt nur noch das gesetzliche Ruhegehalt. Vor allem aber wirkte sich das neue Einkommensteuergesetz vom 27. Februar 1939 sowie die spätere Verordnung über die Erhebung einer Sozialausgleichsabgabe (vom 5. August 1940) nebst den Durchführungsbestimmungen verheerend aus. Der Familienstand wurde bei den Juden nicht mehr berücksichtigt, und selbst Familienväter mit vielen Kindern wurden in die höchste Steuerstufe eingereiht. Die Sozialausgleichsabgabe in Höhe von fünfzehn Prozent des Einkommens, die ursprünglich nur für Polen gedacht war, hatte eine weitere Senkung des ohnehin schon dürftigen Einkommens zur Folge. Die Maßnahmen trafen die Juden um so schwerer, als sie ohne Ausnahmen — Männer wie Frauen — genötigt wurden, als Zwangsarbeiter die schwersten und gesundheitsschädlichsten Arbeiten aller Art zu verrichten; dies bei Steuerabzügen, welche fast die Hälfte des kargen Lohnes beanspruchten, der ohnehin viel niedriger lag als der Lohn der Arbeitskameraden. Man mußte 70 Stunden in der Woche hart arbeiten und bekam hierfür etwa 14 Mark!

Man kann sich hiernach vorstellen, wie tief der Lebensstandard der Juden gesunken war. Man konnte in dieser Zeit oftmals frühere Rechtsanwälte und Ärzte als Müllkutscher oder Straßenfeger treffen und viele ihrer Frauen in chemischen Fabriken mit gesundheitsschädigenden Gasen. Während aber die christlichen Arbeiterinnen zum Ausgleich in der Fabrik Milch oder Medikamente bekamen, erhielten die Jüdinnen nichts.

Doch die wirtschaftlichen Judenmaßnahmen waren bei weitem nicht die schlimmsten. Es gab Gesetze und Verordnungen, die viel tiefer in das Leben eines jeden von uns einschnitten. An erster Stelle seien die „Nürnberger Gesetze" genannt, die am 15. September 1935 auf dem Nürnberger Parteitag erlassen wurden: Das Reichsbürgergesetz sowie das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre". Durch das Reichsbürgergesetz wurden die Juden politisch entrechtet, und es wurde auch auf die Frontkämpfer keine Rücksicht mehr genommen. Man war Bürger II. Grades. Der Begriff „Jude" wurde genau definiert und im Sinne der Hitlerischen Rassetheorie ausgelegt. Die Taufe schützte nur noch, wenn sie vor zwei Generationen erfolgt war. Die Großeltern mußten bereits vor ihrer Eheschließung getauft sein. Die „arische Großmutter" stand jetzt hoch im Kurs. Durch die vielen Mischehen ergaben sich die willkürlichsten und oft kompliziertesten Prozentrechnungen. Es gab Voll-, Halb- und Vierteljuden. Es gab Mischehen und privilegierte Mischehen. Eine Mischehe war privilegiert, wenn die Frau der jüdische Teil war oder wenn die Kinder bei Inkrafttreten des Gesetzes nicht der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hatten. Die Bestimmungen waren so kompliziert, daß sich nur Spezialisten darin auskennen konnten.

Das Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre hatte für sehr viele Juden die schlimmsten Folgen. Es verbot die Eheschließung zwischen Juden und Nichtjuden, aber ebenso den außerehelichen Verkehr zwischen Nichtjuden und Juden und stellte diesen unter schärfste Strafen. Da aber nur der männliche Teil bestraft werden konnte, war der Erpressung Tür und Tor geöffnet. Das Gesetz verbot ferner das Beschäftigen von nichtjüdischen Hausangestellten unter 45 Jahren in jüdischen Haushalten, dem ein jüdischer Mann angehörte! Es spielte dabei keine Rolle, ob dieser jüdische Mann ein Kind von 5 Jahren oder ob er 80 Jahre und darüber war. Hausgehilfinnen, die 20 bis 25 Jahre treu gedient hatten und oft ganz als zur Familie zugehörig betrachtet wurden, mußten kurzfristig fort. Manche nahmen sich das so zu Herzen, daß sie Selbstmord begingen. Ich selbst kannte zwei solcher Fälle in meinem Bekanntenkreis.

Es wurde den Juden auch das Hissen der deutschen Reichsflagge verboten, jedoch gestattete man heuchlerisch das Zeigen der jüdischen Flagge, die damals noch gar nicht existierte.

Man kann sich nicht vorstellen, wie tief diese Gesetze in das Leben vieler Juden und Nichtjuden eingriffen. Viele Verlöbnisse und Freundschaften

konnten nicht mehr zur Ehe führen; aber auch ein weiteres Zusammenleben bedeutete Zuchthaus oder Tod für den männlichen Teil. Manche Ehen brachen unter diesen Gesetzen zusammen. Im allgemeinen aber kann gesagt werden, daß die christlichen Frauen und Männer in Not und Gefahr trotz des starken auf sie ausgeübten Druckes treu zu ihren Ehepartnern gestanden haben. Die meisten Juden, welche in Mischehen lebten, entgingen hierdurch dem sicheren Tod. Dies konnte man damals aber noch nicht wissen, und wenn die Kriegsereignisse sich nicht im Frühjahr 1945 so überstürzt hätten, wäre der bereits vorliegende Befehl Hitlers, auch die Juden aus Mischehen umzubringen, ausgeführt worden. Es ist erstaunlich, daß Hitler die Mischehen respektierte. Dies ist in erster Linie dem starken Druck der christlichen Kirchen, namentlich der Katholischen Kirche, zuzuschreiben, welche ja die Unlöslichkeit der Ehe gebietet. Sie widersetzten sich einer Zwangsscheidung mit aller Macht. Ferner mag auch die Erwägung mitgespielt haben, daß eine zwangsweise Trennung dieser Ehen in den betroffenen „arischen" Bevölkerungskreisen eine starke Mißstimmung gegen das Regime hervorgerufen hätte.

Die Nürnberger Gesetze schufen einen völlig neuen Begriff: Die „nichtarischen Christen". Diese wurden von allen Verfolgungen und Maßnahmen genau so betroffen wie die Glaubensjuden. Diese unglücklichen Menschen saßen zunächst zwischen sämtlichen Stühlen. Bald aber übernahm der Paulusbund für die evangelische und der Raphael-Verein für die katholische Bevölkerung, die „rassenmäßig" zum Judentum gehörte, die Betreuung. Für Personen, die glaubenslos waren, sorgten die Quäker. Diese Stellen vermittelten auch die Auswanderung. Die Bünde wurden später zwar aufgelöst, die Kirchen sorgten aber weiter für die ihnen anhängenden Verfolgten. Besonders genannt sei hier das bekannte Büro Pfarrer Grüber, das, wie auch das Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat unter der mutigen Leitung von Fräulein Dr. Sommer, in vielen Fällen eng mit der Jüdischen Gemeinde zusammenarbeitete, wo ich damals eigens eine Abteilung für nichtjüdische Rasseverfolgte ins Leben gerufen hatte. Auf diese Weise kam ich zuerst mit Pfarrer Grüber in Berührung, der sich so mutig für alle Verfolgten eingesetzt hatte und der hierfür sehr bald ins Konzentrationslager gehen mußte. Bald nach der Befreiung war es mir vergönnt, mit Propst Grüber zusammen im Beirat für kirchliche Angelegenheiten die interkonfessionelle Zusammenarbeit fortsetzen zu können. Was beide genannten Persönlichkeiten, Frl. Dr. Sommer und Propst Grüber, damals für die Rasseverfolgten geleistet haben, verdiente der breiten Öffentlichkeit in weit größerem Maße bekanntgegeben zu werden, als es bisher der Fall war. Ebenso überhaupt der Kampf der christlichen Kirchen und ihr Eintreten für alle Verfolgten ohne Unterschied der Konfession! Viele bekannte und unbekannte Geistliche haben ihren Bekennermut mit langen Freiheitsstrafen und mit ihrem Leben bezahlt.

Im Jahre 1943 wurden die Juden völlig rechtlos gemacht durch die 13. Verordnung zum Reichsbürgergesetz. Strafbare Handlungen von Juden kamen

nicht mehr durch die Gerichte zur Verhandlung und Aburteilung, sondern durch die Polizei. Dies hieß: Auslieferung an die Gestapo. Die Juden waren fortan ohne den geringsten gesetzlichen Schutz und vogelfrei! — In der gleichen Verordnung wurde auch bestimmt, daß das gesamte Vermögen der Juden nach ihrem Tode dem Reich verfällt.

Die seelischen Belastungen der Juden wurden von Jahr zu Jahr schwerer, und immer neue Schikanen wurden erdacht, ihnen das Leben so unerträglich wie möglich zu machen. Auch Polizeianordnungen engten die Juden immer mehr ein. Eine Reichspolizeiverordnung vom 28. November 1938 über das Auftreten der Juden in der Öffentlichkeit (sogenannter „Judenbann") bestimmte, daß jeder Jude von 8.00 Uhr abends bis 6.00 Uhr morgens in seiner eigenen Wohnung sein mußte, was besonders im Sommer eine harte Maßnahme bedeutete. Ganze Straßenzüge waren für die Juden gesperrt; sie durften ferner Theater, Konzerte, Kinos, Museen usw. nicht mehr besuchen, sie durften aber auch öffentliche Badeanstalten, späterhin auch die Freibäder nicht mehr benutzen, an keinen Sportveranstaltungen teilnehmen usw. Die Juden erhielten auch besondere Lebensmittelkarten und bekamen keine Haushaltsausweise, ferner keine Kleider- und Raucherkarte. Sie waren dadurch ernährungsmäßig viel schlechter gestellt als die übrige Bevölkerung. So erhielten sie unter anderem kein Wild und Geflügel, keine Fische und Räucherwaren, keine Milch (auch Kleinkinder nicht), keine Eier, kein Weißbrot, kein Obst und kein Feingemüse; natürlich auch keinerlei Sonderzuteilungen an Kaffee, Süßwaren, Alkohol usw. usw. — Wäschereien durften für Juden nicht waschen, Friseure keine Juden bedienen. Sehr lästig war auch das Verbot der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel. Nur bei größeren Entfernungen wurden auf besonderen Ausweisen Fahrten zur Arbeitsstätte gestattet, wobei aber Sitzplätze nicht eingenommen werden durften. — Die Telefonanschlüsse wurden gesperrt, für die Benutzung von Gas- und Elektrizitätszählern besonders hohe Kautionen verlangt, die viele nicht bezahlen konnten. Dann wurden die Leitungen einfach abgesperrt. Die Einkaufszeit wurde in allen Geschäften auf 16 bis 17 Uhr festgesetzt, was namentlich die Lebensmitteleinkäufe ungeheuer erschwerte. Die Schilder „Juden unerwünscht" oder „Juden ist der Zutritt verboten" waren bald überall zu sehen, auch in den Kurorten, am Strand usw. usw. In den städtischen Parks und Anlagen waren auf den meisten Bänken Schilder mit der Aufschrift „für Juden verboten". Später wurde den Juden das Betreten aller Grünflächen und Parkanlagen überhaupt verboten. — Die Lektüre der Zeitungen war furchtbar. Alle waren auf den gleichen Ton gestimmt und überboten sich in Verleumdungen, Anklagen und Drohungen gegen die Juden. Alle jedoch übertraf „Der Stürmer", die Zeitschrift Streichers, welche in Bild und Wort Dinge brachte, die jedem gebildeten Menschen die Schamröte ins Gesicht steigen ließ. Die alten Märchen von der Brunnenvergiftung, vom Ritualmord usw. wurden neu auffrisiert, und bekannte und anständige Juden wurden aller möglichen Vergehen beschuldigt und

durch den Schmutz gezogen. Ganz unverhüllt wurde auch aufgefordert, die Juden totzuschlagen. Die immer wiederkehrende Schlagzeile: „Die Juden sind unser Unglück" wurde zum geflügelten Wort. — In späterer Zeit wurde den Juden das Halten von Zeitungen und Zeitschriften verboten. — Ein Erlaß des Reichserziehungsministers vom 15. November 1938 schloß die jüdischen Kinder vom Besuch deutscher Schulen aus, unter der Begründung, daß es der deutschen Schuljugend nicht zugemutet werden könne, in einer Klassengemeinschaft mit jüdischen Kindern zu sitzen. Später wurden übrigens auch die jüdischen Schulen geschlossen, und selbst der Privatunterricht an jüdische Kinder wurde verboten.

Sehr lästig und einschneidend war die Einführung des Kennkartenzwanges für Juden. Diese Ausweise waren mit einem großen „J" (Jude) deutlich überstempelt. Die betreffende Verordnung erging am 22. Juli 1938. Schon vorher, nämlich am 5. Januar 1938, war das Gesetz über die Änderung von Familiennamen und Vornamen ergangen. Jeder Jude, der nicht einen vom Staate anerkannten jüdischen Vornamen führte, mußte neben seinem deutschen Vornamen den jüdischen zusätzlichen Vornamen Israel beziehungsweise Sarah führen. Von diesem zusätzlichen Vornamen mußte er überall dort Gebrauch machen, wo es üblich war, den Namen anzugeben, vor allem auch im Geschäftsverkehr und im Rechtsleben. Niemals durfte man nur seinen Zunamen schreiben. Hierdurch war eine Tarnung nicht mehr möglich, beispielsweise auf der Reise, in Hotels usw. Auf Zuwiderhandlungen waren Strafen gesetzt, die in gar keinem Verhältnis zu dem Vergehen standen. Gleichzeitig durften keine Künstlernamen für Schauspieler, Sänger oder Schriftsteller usw. mehr von Juden geführt werden. Es wurde auch eine früher erfolgte Umänderung von jüdischen Familiennamen in neutrale Namen wieder rückgängig gemacht. Nach Einführung des Kennkartenzwanges mußte jeder Jude bei Eingaben an Behörden und bei allen Anträgen die Nummer seiner Kennkarte angeben und auf seine Eigenschaft als Jude unaufgefordert hinweisen. Bei persönlichem Erscheinen mußte die Kennkarte unaufgefordert vorgezeigt werden. Dies ging soweit, daß man die Kennkarte vorzeigte, wenn man einen Schutzmann um den Weg fragte. Unterließ man dies, konnte es einem passieren, daß man sofort angezeigt wurde.

Die Polizeiverordung des Reichsinnenministers über die Kennzeichnung der Juden vom 1. September 1941 führte den „gelben Fleck" des Mittelalters in verschärfter Form ein. Der berüchtigte „Judenstern" mußte deutlich sichtbar und stets unverdeckt auf der linken Brust getragen werden. Fest angenäht; nicht etwa geheftet. Er war etwa handgroß und trug den Davidstern mit der Inschrift „Jude". Die beabsichtigte Wirkung auf die Bevölkerung wurde aber durch diese Maßnahme nicht erzielt. Im Gegenteil! Anstatt zu Gewalttätigkeiten kam es zu vielen Akten ausgesprochener Sympathiekundgebungen in offener oder versteckter Form. Mir selbst ist es oft begegnet, daß man mir Obst oder Zigaretten heimlich in die Tasche steckte oder zureichte. Einmal bot mir ein hoher Offizier in

der Stadtbahn demonstrativ Zigaretten an mit den lauten Worten: „Bitte bedienen Sie sich, Kamerad!" Allerdings war ein solcher Mut selten. — Bald mußten auch die Wohnungstüren durch einen Judenstern gekennzeichnet werden, und es war seitdem für Nichtjuden sehr heikel, mit Juden zu verkehren. Es ging sogar soweit, daß manche privilegierten Juden, die keinen Stern zu tragen brauchten, sich nicht getrauten, mit ihren nächsten Verwandten oder besten Freunden, die den Stern tragen mußten, zu verkehren oder sich gar auf der Straße sehen zu lassen. Dies soll gewiß keine Verallgemeinerung sein; gab es doch auch unter den Privilegierten nicht wenige, die selbst sehr hart zu tragen hatten und sich hilfsbereit zeigten, wo sie nur konnten. Mutige und feige, gleichgültige und warmherzige Menschen gab und gibt es nun einmal bei Christen wie Juden. Und ehe man jemand verurteilt, sollte man sich die Frage vorlegen, wie man selbst in gleicher Lage gehandelt hätte. — In weiser Voraussicht war es den Sternträgern verboten, das Frontkämpferabzeichen oder überhaupt Kriegs- und andere Orden zu tragen. Das häufige E. K. I oder gar der Pour le mérite, der ja auch an Berliner Juden verliehen worden war, hätte schlecht zu dem „Juden-Orden" gepaßt!

Nachdem ich im Sommer 1938 als einer der letzten Juden vom Börsenbesuch ausgeschlossen wurde, und nachdem ich Sachsenhausen glücklich hinter mir hatte, berief mich der damalige Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Direktor Heinrich Stahl, mit dem ich persönlich befreundet war, zu besonderen Aufgaben in die Jüdische Gemeinde. Ich führte leitend die Auswanderungs-, die Abwanderungs- und zuletzt die Theresienstadt-Abgabe durch. Die damals angefertigten Vermögensverzeichnisse sind erhalten geblieben und bilden eine unersetzliche Unterlage für alle Ansprüche aus dieser Zeit. — Es war durchaus keine einfache Sache, an verantwortlicher Stelle in der Jüdischen Gemeinde tätig zu sein. Man schwebte stets in großer Gefahr für sich und seine Familie und war ständigen Verhören, Drohungen und Erpressungen seitens der Gestapo ausgesetzt. Außerdem versäumte man mit großer Wahrscheinlichkeit jede Möglichkeit der Auswanderung. Vor allem aber legte man sich natürlich die Frage vor, ob es richtiger sei, mit der Gestapo zusammenzuarbeiten oder ganz einfach passive Resistenz zu üben, wenn nicht überhaupt die volle Verantwortung für die Durchführung vieler Maßnahmen der Aufsichtsbehörde zu überlassen. In langen Gesprächen erörterte ich damals mit Direktor Stahl das Für und Wider. Wir kamen beide zu der Überzeugung, daß es besser sei, bis zuletzt auszuharren und daß es vor allem für die jüdische Allgemeinheit von Nutzen sei, wenn die Durchführung der schwierigsten Anordnungen, z. B. der Evakuierungen, von der Gemeinde selbst übernommen werde. Man konnte durch geschickte Verhandlungen manche Erleichterungen durchdrücken, konnte in dringenden Fällen Terminverlängerungen erlangen und hatte vor allem damals noch die Hoffnung, daß eines Tages das System zusammenbrechen werde und durch Aufschub viel gewonnen sei. Es war ein Wettlauf mit der Zeit, der leider

von den Juden verloren wurde. Das konnte man damals aber noch nicht wissen, und es ist sehr leicht, heute zu sagen, daß alles ja doch nichts geholfen hätte. Dies ist bestimmt nicht richtig. Man denke nur an die kurze Zeit, als der berüchtigte Brunner aus Wien mit seinen Leuten auf eigene Faust die Juden von der Straße oder aus Häusern wegschleppte, ohne daß irgendwelche Vorbereitungen oder letzte Verfügungen noch getroffen werden konnten. Niemals aber sollte man vergessen, welchen persönlichen Opfermut das Verharren in der Leitung der Gemeinde bedeutete. Zahlreiche Funktionäre haben es mit ihrem Leben gebüßt. Als z. B. im Jahre 1942, im Anschluß an die Ermordung von Heydrich, Vergeltungsmaßnahmen Platz griffen, wurden in Berlin 200 prominente Juden als Geiseln verhaftet und erschossen. Angeblich geschah dies wegen einer Brandstiftung auf der antibolschewistischen Ausstellung im Lustgarten. Elf führende Männer der Jüdischen Gemeinde waren unter den Opfern und mußten völlig unschuldig ihr Leben lassen. Weitere Männer in führenden Stellungen wurden im Zuge dieser Aktion nach dem Osten abgeschoben, wo sie bald darauf erschossen wurden. Auch ich sollte damals dazu gehören und habe meine Errettung nur dem Zufall zu verdanken, daß bei der „Aussiebung" ein Beamter der Gestapo zugegen war, der mich aus meiner Tätigkeit kannte und wohl fürchtete, daß nach meinem Fortgang die staatlichen Einnahmen aus den Abgaben nicht mehr so klappen würden. Über diese Abgaben dachten wir so: Entweder Hitler blieb, — dann war alles gleichgültig; oder er stürzte, — dann hatte man wenigstens geordnete Unterlagen über die Höhe des Raubes.

Ich komme jetzt auf die Evakuierungen zu sprechen, welche die furchtbarste Maßnahme war, die jemals ein Menschengehirn erdacht hat. Man nannte dies „Aussiedlungen nach dem Osten". Es ist bekannt, was es mit dieser Aussiedlung auf sich hatte. In den Lägern des Ostens wurden Juden aus allen Nationen Europas unter den furchtbarsten Verhältnissen zusammengepfercht. Soweit sie arbeitsfähig waren, wurden sie bei völlig unzureichender Ernährung bis zum Umfallen ausgenutzt und dann, wie vorher schon alle Greise, Frauen und Kinder, erschlagen, erschossen oder später ganz fabrikmäßig am laufenden Band in eigens zu diesem Zweck errichteten Gaskammern ermordet. Über sechs Millionen Juden kamen auf diese Weise ums Leben. — Heute möchte ich aber nur davon sprechen, was in Berlin selbst geschah. Mußten die Juden in der vorhergehenden Zeit bei der Auswanderung neben der Reichsfluchtsteuer und der Golddiskont-Bankabgabe bei einem Transfer auch noch die hohen Auswanderungsabgaben, welche die Jüdische Gemeinde einzuziehen verpflichtet war, bezahlen, so wurden sie später, bei der sogenannten Aussiedelung nach dem Osten, völlig ausgeplündert. Zunächst mußten sie die sogenannte „Abwanderungsabgabe" bei der Jüdischen Gemeinde bezahlen, angeblich für die „Transportkosten". Doch dies war nur das Vorspiel. Kurz vor dem Abtransport bekam ein jeder ein Formular vorgelegt, auf dem man eine Erklärung unterschreiben mußte, daß man ein „Staatsfeind" sei, welcher

der deutschen Staatsangehörigkeit verlustig gehe. Hierdurch verfiel das gesamte Vermögen dem Staat. Nicht besser erging es denjenigen, die nach Theresienstadt evakuiert wurden. Auf Vorstellung des Roten Kreuzes wurde in Theresienstadt ein Alterslager errichtet, welches vorbildlich sein sollte und in welches die über 65 Jahre alten Personen sowie frühere Offiziere, Schwerkriegsverletzte und mit hohen Kriegsorden ausgezeichnete Personen verschickt wurden. Diese Personen mußten ihr gesamtes Vermögen hergeben, indem sie einen sogenannten „Heimeinkaufsvertrag" abschlossen. Dieser Vertrag sollte ihnen lebenslänglich freie Unterbringung und Versorgung in dem „Altersheim Theresienstadt" sichern. Eine rührende alte Dame, die eine halbe Million einzahlte, fragte mich, ob sie dafür wenigstens ein Zimmer mit Zentralheizung bekäme! — Auch diese Versprechungen wurden natürlich nicht gehalten. Die Unterbringung dort war zum Teil menschenunwürdig und die Verpflegung zwar qualitativ nicht ganz schlecht, jedoch völlig unzureichend. Man ließ die alten Leute dort langsam verhungern, soweit die Insassen nicht schon nach kurzer Zeit in die Gaskammern von Auschwitz weiter transportiert wurden. Von 300 000 Insassen des Lagers Theresienstadt sind nur etwa 20 000 am Leben geblieben, und dies auch nur durch den raschen Vormarsch der Roten Armee.

Es kam oft zu tragischen Szenen, wenn durch die Altersgrenze Ehepaare auseinander gerissen wurden. Die Jüdische Gemeinde konnte zwar erreichen, daß Ehepaare, deren Alter zusammen 120 Jahre betrug, zusammen bleiben durften. Dies war aber selten der Fall. Meistens sind dann die jüngeren Ehefrauen in die Läger des Ostens gekommen, und viele ihrer Männer über 65 Jahre haben sie freiwillig dorthin begleitet.

Technisch erfolgten anfänglich die Abtransporte in der Weise, daß die Jüdische Gemeinde auf Anfordern der Gestapo zu den einzelnen Transporten eine aufgegebene Anzahl von Menschen zusammenstellen mußte. Dies war eine furchtbare Aufgabe für die verantwortlichen Persönlichkeiten. Im Anfang versuchte man nur die Unverheirateten zu verschicken. Bald aber nützten keinerlei Erwägungen mehr; die Gestapo, welche alle Listen besaß, bestimmte selbst die Opfer, und sogenannte Reklamationen von Persönlichkeiten, die sich durch besondere Verdienste einen großen Ruf erworben hatten, konnten später auch nicht mehr berücksichtigt werden. Zum Schluß mußten alle daran glauben, die nicht in sogenannter Mischehe lebten, und man konnte von jüdischer Seite nichts anderes tun, als rechtzeitig die Opfer zu benachrichtigen, damit sie ihre letzten Vorbereitungen wenigstens in Ruhe treffen konnten. Die Transporte umfaßten immer 1000 bis 2000 Personen, welche sich meist in den späten Abendstunden bereithalten mußten und von Glaubensgenossen aus den Wohnungen abgeholt und zum Sammelplatz geleitet wurden. Dieser war in der letzten Zeit die Synagoge in der Levetzowstraße. Dort saß ich mit einem Stab von Mitarbeitern die ganze Nacht, um Vermögensverzeichnisse aufzunehmen und die Listen zu führen. Nie werde ich die Nächte vergessen,

die ich dort verbringen mußte. Herzzerreißende Szenen spielten sich ab. Stets kam es zu Selbstmorden oder Versuchen hierzu. Manche Frauen stürzten sich von der Empore auf den Marmorfußboden herab; eine furchtbarere Entweihung eines Gotteshauses war nicht auszudenken. Eines nachts kam ein junger Mann zu mir und sagte, seine Verlobte sei nicht abgeholt worden, sie hätten aber beschlossen, gemeinsam abtransportiert zu werden und ihr Los gemeinsam zu tragen. Er bat mich um die Erlaubnis, seine Braut abholen zu dürfen. Es war aber strengstens verboten, die Synagoge zu verlassen, und die Gestapo ließ zwar jeden herein, aber niemanden hinaus. Sämtliche Eingänge waren scharf bewacht. Lediglich die jüdischen Ordner, welche abgestempelte weiße Armbinden trugen, durften passieren, um neue Juden abzuholen. Ich setzte dies dem jungen Mann auseinander und sagte ihm, daß er bereits registriert sei und daß bestimmt ein Jude als Geisel dafür erschossen würde, wenn er nicht wieder käme. Ich glaubte seinem Schwur, daß er lediglich mit seiner Braut zusammen sterben wolle, und verhalf ihm zum Verlassen des Hauses, indem ich ihm heimlich eine abgestempelte Armbinde, die ich zur Verfügung hatte, in die Hand drückte. Nach drei Stunden erschien er mit seiner Braut, meldete sich bei mir und gab mir heimlich die Armbinde zurück. — In solchen Nächten kamen auch viele junge Frauen mit Kinderwagen, die aber auf dem Transport nicht mitgenommen werden durften. — Unvergeßlich wird es mir sein, wie eine Schulfreundin meiner Tochter vor mir erschien und mich himmelhoch bat, sie doch laufen zu lassen. Sie wäre bei Juden in Stellung gewesen, welche an diesem Abend abgeholt wurden. Sie hat ihnen noch beim Packen geholfen und wurde dann kurzer Hand mitgenommen. Sie hätte aber christliche Bekannte, die sie verstecken würden. Da sie aber schon registriert war, konnte ich ihr leider nicht helfen und ihr nur die letzte Bitte erfüllen, am nächsten Tage ihre Mutter aufzusuchen und ihr zu bestellen, daß sie mutig fortgegangen sei. Dies tat ich auch, so schwer es mir fiel. Die Mutter selbst hatte am gleichen Tage ihre Aufforderung erhalten, sich bereit zu halten und kam kurze Zeit später fort. — In jeder dieser Nächte waren Ärzte des jüdischen Krankenhauses anwesend, welche bei Vergiftungsversuchen sofort den Magen auspumpten oder bei aufgeschnittenen Pulsadern Verbände anlegen mußten — Wenn ich nach einer solchen Nacht am frühen Morgen am Spree-Ufer nach Hause ging, konnte ich nicht verstehen, daß die Sonne aufging, wie jeden anderen Tag, und daß der Himmel ein solches Unrecht ungestraft zulassen konnte. Heute weiß ich, daß nichts ungestraft bleibt. Noch heute liegt das ganze Hansaviertel mit der Synagoge, in der sich so Schreckliches abgespielt hat, in Trümmern.

Die Abtransporte erfolgten meist in offenen Viehwagen, auch bei größter Kälte. Die Menschen wurden wie das Vieh zusammengepreßt und mit Peitschen auf die Wagen getrieben. Unterwegs gab es weder Nahrung noch Wasser, auch konnte man den Wagen nicht verlassen, um seine Not-

durft zu verrichten. Am Bestimmungsort kamen regelmäßig viele nur als Leichen an.

In dieser schlimmen Zeit wurde auch der damals schon über 70 Jahre alte erste Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Direktor Stahl, nach Theresienstadt abtransportiert, als er sich mannhaft weigerte, gewisse Maßnahmen zu decken. Beim Abschied nahm er mir das Versprechen ab, noch solange zu bleiben, bis alle finanziellen Maßnahmen im Interesse der jüdischen Bevölkerung durchgeführt seien. Ich gab es ihm und glaube, es treulich gehalten zu haben. Die Vermögensverzeichnisse der meisten in Läger verschleppten Juden sind erhalten und dienen als Beweismittel für etwaige Wiedergutmachungsansprüche der Erben oder der wenigen Zurückgekehrten. Im Februar 1943 wurde die Jüdische Gemeinde aufgelöst, und kurz darauf rettete ich mich nach Erfüllung meiner Aufgabe mit meiner volljüdischen Frau in die Illegalität.

Was es bedeutete, illegal, d. h. ohne gültigen Ausweis, ohne Lebensmittelkarten und vor allem ohne Wohnung und unangemeldet leben zu müssen, davon kann sich der Außenstehende kaum eine Vorstellung machen. Am schwersten war das Wohnungsproblem zu lösen, denn es gehörte ein ungeheurer Mut dazu, Juden zu verstecken; dies war eine Gefahr für das eigene Leben und für das der Angehörigen. Trotzdem lebten in Berlin etwa 5000 Juden illegal und hatten im Laufe der Zeit manchmal 20 bis 30 verschiedene Quartiere. Dies beweist, daß viele tausende Berliner Nichtjuden das Gebot der Menschlichkeit auch unter den schwersten Verhältnissen beachtet haben; eine Tatsache, die für die Beurteilung der Haltung der Bevölkerung gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Leider wurden etwa 75% der „Untergetauchten" entdeckt. Meist auf der Straße, aber auch durch Verrat. Viele irrten ja ohne festes Obdach umher, nächtigten im Freien, unter Brückenbögen oder in den Wäldern. Manche fuhren bis Betriebsschluß in der Stadtbahn herum und suchten dann die Wartesäle oder die Toilettenräume der Bahnhöfe auf, wo sie nächtigten. Oder sie liefen wahllos in den Straßen herum, um dann tagsüber bei einem Bekannten zu schlafen. Über Nacht wurde man nur ungern längere Zeit behalten; es war den Hausbewohnern gegenüber zu gefährlich, besonders später, bei Luftangriffen. Aber auch diejenigen, die das Glück hatten, ein festes Obdach zu finden, hielten es meist nicht lange in ihren vier Wänden aus; sie gingen auf die Straße oder in ein Kaffee oder Kino, und dort wurden sie dann meist erkannt oder bei Kontrollen geschnappt. Namentlich für Männer im wehrfähigen Alter war es sehr riskant, in Zivil auf der Straße zu sein. Man suchte ja Deserteure und sah sich die Ausweise der Passanten sehr genau an. Frauen hatten es meist viel leichter; man nahm sie vielfach als Hausangestellte auf. — In den ersten Monaten nach der Flucht war ich mit meiner Frau in einer Villa im Westen versteckt. Dort fand eines morgens eine Haussuchung durch die Gestapo statt, und im Nachthemd, hinter einem Bücherschrank versteckt, entgingen wir wie durch ein Wunder der Entdeckung. Nun flohen wir zu Bekannten nach Pankow, die uns

einmal gesagt hatten, daß wir bei ihnen eine Zuflucht finden könnten, falls es nötig sei. Es waren sehr fromme Menschen, Anhänger der Christlichen Wissenschaft, die es für ihre Pflicht hielten, sich der Verfolgten anzunehmen. Sie hatten in ihrem Gottvertrauen niemals die geringste Furcht vor Entdeckung und hielten mich an, täglich in der Bibel zu lesen. Dies hat mir über vieles hinweggeholfen, und in dieser Zeit begann ich, mich ernsthaft mit religiösen Problemen zu beschäftigen. In der kleinen Zweizimmerwohnung, in der die Küche als Schlafraum für uns diente, — die Familie bestand aus 4 Personen — lebten wir dann fast zwei Jahre. Niemals verließen wir das kleine Zimmer, auch nicht bei Luftangriffen; denn es wohnten manche scharfe Nazis im Häuserblock, und wir durften unsere Wohltäter nicht in Gefahr bringen. Einmal wurde das Nebenhaus getroffen, und durch den Luftdruck stürzte ein Teil der Zimmerwand ein. Wir blieben unverletzt. — Die Bomben schreckten uns nicht so sehr wie die Furcht vor Entdeckung oder schwerer Verwundung. Denn was sollte man dann machen? Schlimm war die Angst vor dem Luftschutzwart; denn er konnte doch in der Wohnung nachsehen, ob alles in Ordnung sei oder alle Bewohner sich im Keller aufhielten! — So lebten wir schlimmer als Gefangene, die sich doch manchmal Bewegung in freier Luft machen dürfen. Dreimal erlebten wir den Frühling vom Fenster aus, sahen dreimal die Bäume blühen, sich herbstlich färben und mit Schnee bedecken. Wir waren völlig abgeschnitten von der Außenwelt und wußten nichts vom Schicksal unserer Kinder und nächsten Verwandten. Dann kam endlich, Ende April 1945, die Befreiung. Bei starkem Beschuß suchten wir erstmalig den Luftschutzkeller unseres Hauses auf und waren für die anderen Bombengeschädigte. Wie ein Erzengel erschien uns der junge russische Leutnant, der als erster die Kellertreppe herunterstürmte mit dem Ruf: „Russki sind keine Barbaren, wir sind gut zu Euch!" Es war ein Student, der auch in Berlin studiert hatte und recht gut deutsch sprach. Er fragte, ob Soldaten oder Waffen hier versteckt seien, was wir verneinten. Dann durchsuchten seine Soldaten die Kellerräume, und der Offizier verteilte reichlich Brot und Fett an uns. Wir waren ganz ausgehungert und fielen wie die Tiere darüber her. Doch dann kamen die Soldaten, und sie brachten 6 Revolver, die sie in Koffern, aber auch in Ecken versteckt gefunden hatten. Nun wurden wir alle zusammengetrieben und vor die Wand gestellt, um erschossen zu werden. Da rief ich in plötzlicher Eingebung dem Leutnant zu, daß wir Juden wären und an allem unschuldig. Er ließ meine Frau und mich vortreten, und ich erklärte ihm alles. Ich sagte ihm auch, daß die Revolver vermutlich von Volkssturmleuten auf ihrer Flucht fortgeworfen waren. Für den Inhalt der Koffer, welche Evakuierten gehörten, könne man niemand verantwortlich machen. Die Bewohner des Hauses hätten gewußt, daß wir jahrelang als Juden versteckt dort gelebt hätten, und keiner hätte uns verraten. (In Wirklichkeit hatte natürlich keiner etwas von unserer Existenz gewußt!). Meine Aussage rettete allen Hausbewohnern das Leben, und wir feierten mit den Soldaten noch die ganze Nacht die unfaßbare Befreiung.

Hiermit könnte ich eigentlich meinen zusammengedrängten Bericht aus der Zeit der Verfolgung beenden; doch ich möchte zum Schluß noch einige Worte hinzufügen. — Wir verlebten mit den andern Hausbewohnern, die ihre letzten Lebensmittelvorräte mit uns Verhungerten teilten, die schlimme Zeit der nachfolgenden Plünderungen und Vergewaltigungen. Wir hatten mit den ersten Soldaten zufällig großes Glück gehabt. Verhungert waren wir! Im letzten Jahr hatten wir kaum Fett bekommen, denn wir konnten und wollten unseren guten Wirtsleuten, die zuletzt selbst sehr knapp waren, nichts fortessen. Vorher hatten wir öfters „schwarze" Lebensmittelkarten durch einen Freund von mir bekommen, der in einem Bankgeschäft angestellt war. Sein Chef — ein bekannter christlicher Bankier — hatte während der letzten Jahre aus eigener Tasche etwa 100 000 Mark ausgegeben, um damit Lebensmittelkarten für 20 versteckte Juden auf dem schwarzen Markt zu kaufen. Dies besorgte mein Freund. Im Jahre 1944 wurde eine Jüdin, die sich in einem Vorort versteckt hielt, verraten. Sie gehörte zu diesen 20 Menschen. Die Gestapo fand in ihrer Handtasche eine Lebensmittelkarte und fragte, woher sie sie hätte. Sie machte Ausflüchte, wurde aber gefoltert und gestand alles. Da wurde mein Freund abgeholt. Es wurde ihm die Freiheit versprochen, wenn er die Quelle verriete und die Adressen der übrigen Juden. Er blieb trotz aller Martern standhaft und starb bald darauf im Zuchthaus. Dies erfuhr ich erst viel später durch den Bankier, bei dem ich mich nach ihm erkundigte. Dieser vortreffliche Mensch wollte nicht, daß jemand etwas von seiner Handlungsweise erfährt. — Seit diesem Zeitpunkt also hungerten wir sehr. Und dann — ja dann begann das neue Leben für uns, — für uns alle. Über die Zeit, die dann folgte, über die vielen guten Erfahrungen, aber auch über die mannigfachen Enttäuschungen kann und möchte ich nichts sagen. Es fehlt der zeitliche Abstand, um objektiv genug darüber sprechen zu können, — so objektiv, wie es nötig wäre und wie ich es heute zu tun versucht habe.

Ich schrieb bald nach der Befreiung ein Büchlein über meine Erlebnisse und Erfahrungen in der Hitlerzeit. Ein bekannter Verlag wollte es herausbringen. Es kam nicht dazu, weil er in Konkurs ging. Heute freue ich mich, daß dieser Bericht nicht erschienen ist. Ich würde jetzt ganz anders über vieles schreiben und urteilen. Aber das Motto, das ich dem Buch voranstellte, würde stehen bleiben. Es waren Zitate aus dem 91. Psalm:

> ...„denn er errettet mich vom Strick des Jägers".... „Ob tausend fallen zu Deiner Seite und zehntausend zu Deiner Rechten, so wird es doch Dich nicht treffen. Ja, Du wirst mit Deinen Augen Deine Lust sehen und schauen, wie es den Gottlosen vergolten wird."

Und hierzu lassen Sie mich noch ein kurzes Wort sagen. Zunächst ein Zitat aus einem Artikel im „T a g", den Professor Günther Harder, der Leiter der Kirchlichen Hochschule und treuer Mitarbeiter unserer Gesellschaft, anläßlich der fünfzehnten Wiederkehr der Kristallnacht schrieb:

> „Wer erinnert sich nicht jener Tage der zerschlagenen Schaufenster jüdischer Geschäfte und der dann folgenden Verhaftungen und Beraubungen? Noch wie heute sehe ich, durch eine Mittelstadt der Mark Brandenburg fahrend, wie aus dem Hause eines trefflichen, weithin beliebten jüdischen Arztes das Mobiliar und sogar das kostbare ärztliche Instrumentarium auf die Straße geworfen wurde. Zwar gibt es nicht wenige, die das Vergangene durch Totschweigen und Vergessen erledigen wollen. Die Gedenkstunde, die die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit heute veranstaltet, zeigt, daß man sich erinnern will.
>
> Wir werden uns nicht damit entschuldigen, daß jene bösen Taten in Wirklichkeit nicht populär waren, daß die Volkswut nur gemimt war —, was man, aufs ganze gesehen, zur Ehre des deutschen Volkes wird sagen können. Es ging ein Zittern durch Millionen Herzen, ein ohnmächtiges Sichaufbäumen, eine tiefe Befürchtung, daß hier dem ganzen Volk eine Schuld aufgebürdet würde, eine bange, flüsternd ausgesprochene Ahnung des Scheußlichen, was nach diesem Auftakt kommen würde. — Als fünf Jahre später in den Bombennächten die Scheiben barsten und die Ausgebombten mit geringer Habe aus der brennenden Hölle flüchteten, da ging — sehr zum Ärger der geschworenen Nationalsozialisten — eine Rede durch Berlin: ‚Seht, so wie die Scheiben der jüdischen Geschäfte damals klirrten, so geschieht es jetzt mit unseren Fensterscheiben. Wie die Juden damals mit einem Köfferchen emigrierten, so stürzen jetzt wir aus unseren Häusern' — auch das eine Ahnung um Schuld und Strafe....
>
> Die außerdeutsche Welt hat es nicht begreifen können und rechnet es uns allen zur Schuld an. Wir sollten diese Schuld vor Gott und den Menschen zugeben, sollten aber aus unserer Erfahrung lernen. Gar zu leicht glauben wir im friedlichen Fortgang unseres Lebens, daß wir uns für das Rechte und Gute jederzeit frei entscheiden können. Unsere Freiheit ist täglich gefährdet, unser guter Wille ist ein schwaches Flämmlein. Wer weiß, was aus unserem guten Willen und unseren guten Grundsätzen wird, wenn der dämonische Hauch eines Riesenterrors, einer Massenpsychose von morgen über uns hingeht?"

Besser kann nicht ausgedrückt werden, was hierzu zu sagen ist. Aber: l e r n e n wir denn aus unseren Erfahrungen? Kann man sie der Jugend weitergeben? Kein Vater kann es seinen Kindern, kein Volk, keine Nation den nächsten Generationen. Das Ei glaubt immer klüger zu sein als die Henne, und jeder wird nur durch eigenen Schaden klug. Wir ersehen dies auch aus der Geschichte. Weder die Juden noch die Christen haben daraus gelernt. Immer, wenn die Juden von Gott abgefallen waren, schlug sie die Hand des Herrn schwer. Besonders schwer, weil sie ja das auserwählte Volk waren. Auserwählt, nicht etwa als eine Bevorzugung, sondern als

eine Verpflichtung. Sie waren die ersten, welche die zehn Gebote empfingen, und die ersten, die sie übertraten. Immer wieder haben die Zeiten der Verfolgung die Juden zur Besinnung kommen lassen, so daß sie sich immer wieder Gott zuwandten. Und den christlichen Völkern ging es genau so. Sie hatten nicht aus der Geschichte gelernt, daß jede Nation, welche das Volk des Alten Bundes angreift, untergegangen ist oder zur Bedeutungslosigkeit verurteilt wurde. Gottes Mühlen mahlten zwar immer langsam, aber unerbittlich und sicher. Trotzdem soll man die Hoffnung nicht aufgeben, daß manches erlernbar ist. Heutzutage werden ja auch keine Hexen mehr verbrannt, und so wird vielleicht auch einmal der Antisemitismus, den man den modernen Hexenwahn genannt hat, verschwinden. Aber man muß um die Zusammenhänge zwischen Schuld und Strafe wissen. Man muß auch wissen, was sich bis in die letzte Zeit hinein Furchtbares ereignet hat, ereignen konnte! H a b t I h r e s w i r k l i c h s c h o n v e r g e s s e n? Nein, Ihr habt es vielleicht aus Eurem Bewußtsein verdrängt, aber vergessen habt Ihr es nicht. Der Mensch ist ja so leicht geneigt, alles, was unerfreulich ist, ins Unterbewußtsein zu verdrängen. Doch dies ist nicht richtig. Wenn heute auch jeder seine eigenen Probleme und Sorgen hat, wenn er auch schwer um das tägliche Brot zu ringen hat, so vergeßt doch nicht, wie wichtig es ist, sich immer vor Augen zu halten, wohin es führt, wenn man äußerer Vorteile wegen gegen das göttliche Gesetz verstößt. Darum erzählt es Euren Kindern, Ihr Eltern, sagt es Euren Schülern, Ihr Lehrer, immer wieder! Dann ist zu hoffen, daß mit Gottes Beistand niemals wieder ein solcher Schatten über Deutschland fallen wird; ein Schatten, der die großen Tugenden dieses Volkes für die Welt verdunkeln muß.

Von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit werden folgende Broschüren und Schriften kostenlos abgegeben:

Zur „Woche der Brüderlichkeit" — Ansprache von Siegmund Weltlinger, 1953

„Ursprung des Gedankens der Brüderlichkeit in der antiken Philosophie" — Ansprache des Rektors der Freien Universität Berlin, Prof. Dr. Georg Rohde, zur „Woche der Brüderlichkeit" 1953

„Dienet einander!" — Reden zur „Woche der Brüderlichkeit" 1955 in Berlin von Prof. Dr. Joachim Tiburtius, Rudolf Hagelstange, Ernst Lemmer

„Vom Sinn des Dienens" — von Dr. Ewalt Kliemke, Ansprache zur „Woche der Brüderlichkeit" 1955 in Berlin

„Wo ist Dein Bruder?" — Rede zur „Woche der Brüderlichkeit" 1956 in Berlin von Albrecht Goes

„Versöhnende Kräfte im Lebenskampf" — Ansprache von Dr. Ella Barowsky anläßlich einer Kundgebung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Berlin am 23. Januar 1956

„Er ist wie Du" — Ansprache zur „Woche der Brüderlichkeit" 1957 in Berlin von Prof. Dr. theol. Johannes Pinsk (übertragen nach der Bandaufnahme des Senders Freies Berlin)

„Antisemitismus" — von Prof. Dr. Franz Böhm, Vortrag in München 1958

„Brüderlichkeit" — Ansprache zur „Woche der Brüderlichkeit" 1959 in Berlin von Dr. Kurt Ihlenfeld

Eröffnungsrede des Alterspräsidenten Siegmund Weltlinger zur III. Wahlperiode des Abgeordnetenhauses in Berlin am 12. Januar 1959

„Dichtung und Wahrheit im Geschichtsbild der jüngsten Vergangenheit" — von Dr. Erich Kalisch, 1959

„Die Jesusfrage im modernen liberalen Judentum" — Vortrag von Prof. D. H. H. Schrey in Berlin 1960

„Hat der Antisemitismus christliche Wurzeln?" von Jules Isaac aus: Evangelische Theologie, Heft 8, August 1961, München

„Gottes Volk" — von Erica Küppers, 1962 — Eine Arbeitshilfe zur Behandlung der Judenfrage in evangelischer Sicht —

„Wer ist denn mein Nächster?" — Ansprache zur Woche der Brüderlichkeit 1963 in Berlin von Rabbiner Dr. Georg Salzberger

„Von den heilsamen Erschütterungen durch die Kunst" — Vortrag zur Mitgliederversammlung in Berlin 1963 von Prof. Dr. Joachim Tiburtius

„Der 9. November 1938" — Mahnung zur Verantwortung — Vortrag von Heinrich Albertz, Bürgermeister von Berlin, am 31. Oktober 1963

„Der Begriff des auserwählten Volkes" — Vortrag von Rabbiner Dr. Georg Salzberger in Berlin 1963

Präambel

Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ist der Zusammenschluß von Personen, die sich über Verschiedenheiten ihres religiösen Bekenntnisses hinweg zu folgenden Grundüberzeugungen finden:

In unserem Volk, ebenso wie anderswo in der Welt, leiden unzählige Einzelne, ja ganze Gruppen unter einer Behandlung, die der Würde und den Rechten von Menschen nicht entspricht.

Dieser Zustand ist vielfach auf das Vorherrschen von Anschauungen zurückzuführen, die eine Folge von Furcht, Mißtrauen, Unkenntnis und politischen Ablenkungs-Manövern sind. Oberflächliche Verallgemeinerungen und Vorurteile, die sich gern den Anschein von Wissenschaftlichkeit geben, vergiften das Zusammenleben von Menschen im kleinen Kreis wie von Völkern untereinander.

Alle Menschen guten Willens haben die Verpflichtung, das Ihre dafür zu tun, eine Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens und Verständnisses zu schaffen. Eine vernünftige und gerechte Ordnung in der Welt erwächst aus der Bereitschaft jedes einzelnen, anderen das gleiche Maß an Recht und Achtung zuzugestehen, das er für sich selbst in Anspruch nimmt.

Eine besondere Verantwortung liegt darin, eine von rassischen, sozialen, nationalen und konfessionellen Vorurteilen freie Bewertung der Menschen in immer mehr Bereichen der geistigen wie des öffentlichen Lebens zurückzugewinnen.

Christen aller Bekenntnisse und Juden finden für dieses Wirken die tragende Grundlage in dem gemeinsamen Glauben an den Schöpfergott und Vater, der den Gedanken von der Brüderschaft aller Menschen in sich schließt.

Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Berlin e. V.
1 Berlin 31, Laubenheimer Straße 19, Ruf: 83 66 83